



HUGENOTTEN

75. Jahrgang Nr. 1/2011



Titelbild: Der Hugenottenfriedhof in Dublin – Foto: A. Flick (vgl. hierzu Seite 49ff.).

Inhalt

Das Leben einer Hugenottennachfahrin Prinzessin Sophie Dorothea von Braunschweig-Lüneburg in der Literatur von Jennifer Kaminski.....	S. 3
amore et pace – Lebensbild der Malwida von Meysenbug, geborene Rivalier. Bewegte und bewegende Frau des 19. Jahrhunderts mit Kasseler Wurzeln von Marlis Wilde-Stockmeyer.....	S. 17
Die Aufnahme der Hugenotten in Deutschland. Radierung von Johann Georg Penzel von Jochen Desel	S. 30
„Die Contas sind alle ein bißchen leicht; ich will doch mit Goethen sprechen, was er meint!“ von Melitta Rheinheimer	S. 33
Buchvorstellungen	S. 41
Neue Bücher und Aufsätze zum Thema Hugenotten und Waldenser.....	S. 44
Kurzmeldungen	S. 45
Merci ! – Der Graf und die Hugenotten	S. 47
„Hugenotten – Frankreich, Exil und Integration“ von Christina L. Griffiths.....	S. 49

Anschriften der Verfasser

Jochen Desel, Otto-Hahn-Str. 12, 34369 Hofgeismar
Christina L. Griffiths, Schenkendorfstr. 3, 22085 Hamburg
Dr. Werner Gahrlich, Möllendorfstr. 71, 10367 Berlin
Jennifer Kaminski, Hannoversche Str. 60, 29221 Celle
Melitta Rheinheimer, Klausenerplatz 2, 14059 Berlin-Charlottenburg
Dr. Marlis Wilde-Stockmeyer, Virchowstr. 4, 34121 Kassel

Impressum: Die Zeitschrift HUGENOTTEN (vormals DER DEUTSCHE HUGENOTT) wird herausgegeben von der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft e.V., Hafenplatz 9a, 34385 Bad Karlshafen. Homepage der DHG: www.hugenotten.de Fon: 05672-1433 / Fax: 05672-925072 / E-Mail: dhgev@t-online.de. HUGENOTTEN erscheint als Mitgliederzeitschrift vierteljährlich. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag von derzeit Euro 48,- enthalten. Einzelheft Euro 6,-. Auflage: 1500. Schriftleitung: Dr. Andreas Flick, Hannoversche Str. 61, 29221 Celle, E-Mail: Refce@t-online.de / Fon 05141/25540 / Fax 05141/907109 (presserechtlich verantwortlich). Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind die Autoren verantwortlich. ISSN 0340-3718. Konto: Kasseler Sparkasse (BLZ 520 503 53) Nr. 118 060 521. Redaktionsschluss 20.1.2011.

Das Leben einer Hugenottennachfahrin

Prinzessin Sophie Dorothea von Braunschweig-Lüneburg in der Literatur¹

von Jennifer Kaminski

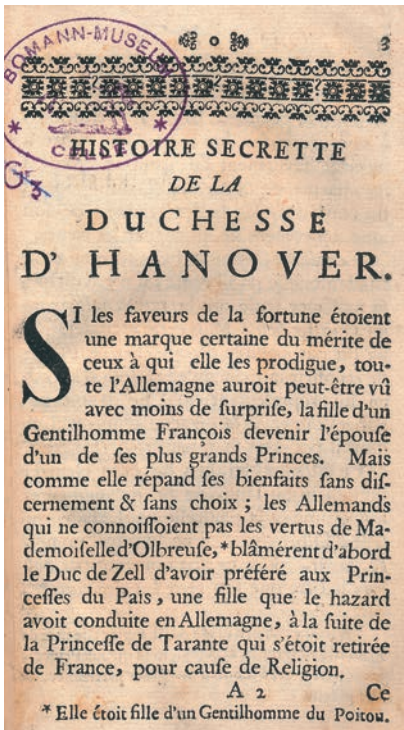
Am 11. Juli 1694 wurde Philipp Christoph Graf von Königsmarck, der Liebhaber der hannoverschen Kurprinzessin und Hugenottennachfahrin Sophie Dorothea (1666-1726) ermordet. Damalige Zeitgenossen wussten zunächst nur von seinem dubiosen Verschwinden. Nachdem die Ehe mit dem Erbprinzen Georg Ludwig von Hannover (1660-1727) geschieden worden war, wurde die Tochter von Eléonore d'Olbreuse und Ehefrau des späteren Georg I. auf das Schloss Ahlden verbannt. Sophie Dorothea verbrachte den Rest ihres Lebens in der Verbannung und ging als „Prinzessin von Ahlden“ in die Geschichte ein. Ihr Schicksal war Tagesgespräch an den europäischen Höfen² und fand schon zu ihren Lebzeiten Eingang in die Literatur.



Historische Postkarte vom Schloss Ahlden

Einer der Ersten, der sich mit dem Schicksal von Sophie Dorothea literarisch auseinandersetzte, war Christian Friedrich Hunold. Unter seinem Pseudonym Menantes erregte er 1705 mit seiner Darstellung der Ereignisse um die Prinzessin in *Der Europäischen Höfe / Liebes- und Helden- Geschichte* Aufsehen und Empörung. Zwei Jahre später widmete sich Anton

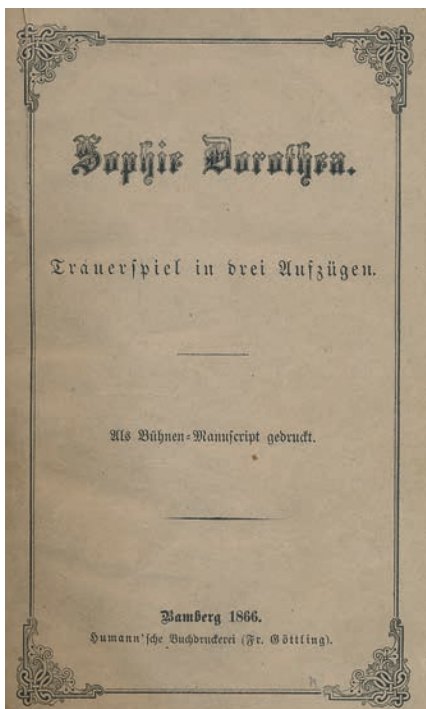
Ulrich von Wolfenbüttel in seinem höfischen Roman *Die Römische Oktavia* (1707) dem Leben seiner Großnichte. Diese Darstellung wurde zu einer der am häufigsten frequentierten zeitgenössischen Quellen für wissenschaftliche und belletristische Autoren, die sich mit dem Drama um Sophie Dorothea beschäftigten. Fünf Jahre nach dem Tod von Sophie Dorothea erschien 1732 anonym und unter dem fingierten Druckort London ein Werk mit dem Titel *Histoire secrète de la Duchesse d'Hanover épouse de Georges Premier, Roi de la Grand Bretagne*. 1734 folgte die deutsche Übersetzung unter dem Titel *Geheime Geschichte der Hertzogin von Hanovre in welchen das unglückliche Schicksahl dieser Prinzessin deren auf dem Schlosse Ahlen biß an ihr Ende ausgestandene Gefängnis wie auch das mit dem ihrentwegen ermordeten Graf Königsmarck gehabte Verständnis ausführlich enthalten*. Als Verfasser gilt der Abenteurer und Schriftsteller Karl Freiherr von Pöllnitz. Dieses Buch, das rund zwanzig verschiedene Auflagen erlebte, ist gewissermaßen die „Mutter fast aller den Stoff umgebenden Legenden“³ zur Geschichte Sophie Dorotheas geworden.



Fünf Jahre nach dem Tod von Sophie Dorothea erschien 1732 anonym und unter dem fingierten Druckort London ein Werk mit dem Titel „Histoire secrète ...“.

Auch einer der bekanntesten deutschsprachigen Literaten entdeckte das Leben der Prinzessin Sophie Dorothea als geeigneten Stoff für eine dramatische Inszenierung. Im Nachlass von Friedrich Schiller existiert ein Dramenplan zur *Prinzessin von Zelle* (um 1804), der erstmals von Schillers Tochter Emilie von Gleichen-Rußwurm 1867 veröffentlicht wurde. Neben den schon erwähnten Titeln diente auch der *Essai sur l'Histoire de la Princesse d'Ahlen* (1804) Schiller als Vorlage für seinen Dramenentwurf. Schillers unfertig gebliebenes Konzept stellt einen der ersten Versuche dar, den Stoff für die Bühne aufzubereiten.

Auch als Theaterstück konzipiert, fand der Stoff Eingang in die literarische Ewigkeit. Autoren waren Karl von Reizenstein (*Graf Königsmark* – 1792), Maresco Pearce (*Graf Königsmark* – nach 1863), Ernst Schmidt (*Sophie Dorothea* – 1866), Ludwig Albert Friedrich von Winterfeld und A. von Wolzogen (*Sophie Dorothea* – 1866), Wellnau (*Sophie Dorothea* – 1867), Eduard von Bauernfeld (*Die Prinzessin von Ahlden* – 1872), Heyse (*Graf Königsmark* – 1872), Hermann Riote (*Königsmark* – 1875), Friedrich Schütz (*Sophie Dorothea* – 1891), Vesten (*Graf Königsmark* – 1896) und Bötticher (*Sophie Dorothea* – 1898).⁴

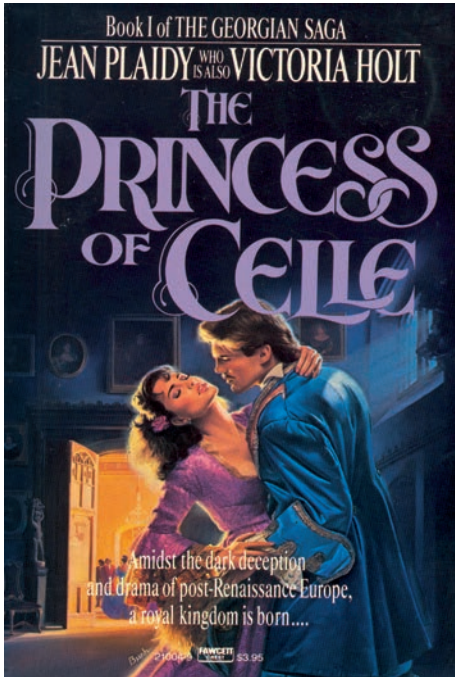


Ernst Schmidts Trauerspiel „Sophie Dorothea“ und Arno Schmidts Roman.

Das 19. Jahrhundert und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts waren zudem auch reich an Romanen zum Liebesverhältnis von Sophie Dorothea und Graf Königsmarck. Zu nennen sind hier Vulpins *Fürstinnen unglücklich durch Liebe* (1801), Anonymus *Fredegunde oder Denkwürdigkeiten zur geheimen Geschichte des hannöverschen Hofes* (1825), Worosdars (Friedrich Hermann von Klencke) *Graf Königsmark* (1837), Paul Heyses *Graf Königsmarck* (1872), Heinrich Freeses (Hermann Schiff) *Die Prinzessin von Ahlden, oder drei Prophezeiungen* (1855), Theodor Hemsens *Die Prinzessin von Ahlden* (1869), Hermann Tiemanns *Aus dem alten Sachsenlande. Die Jungfrau von Ahlden: Eine Geschichte aus Deutschlands Vergangenheit* (1893), Paul Burgs *Des galanten Grafen Königsmarck Liebesabenteuer. Ein Rokoko-Roman mit originalen Liebesbriefen und nach einigen Motiven des Schweden Wilhelm Friedrich Palmblad* (1921) und Arno Schmidts *Das steinerne Herz* (1954) sind nur eine Auswahl an Werken zu Sophie Dorothea.⁵ In der niedersächsischen Heimatdichtung nahm sich u. a. Hermann Löns dieses Stoffes an.⁶



Kinoplakat „Saraband“



Zwei englischsprachige Romane zur Geschichte der Prinzessin von Ahlden.

Aber nicht nur deutschsprachige Autoren interessierten sich für die Prinzessin von Ahlden. Auch zahlreiche französisch- und englischsprachige Werke, häufig in trivialer Bearbeitung, kamen auf den Markt. Etliche von ihnen erschienen auch in deutscher Übersetzung. So zum Beispiel John Browns (of Great Yarmouth) *Translations of the Princess Sophiea Dorothea's journal, supposed to have been written in the castle on the Ahler. Anecdotes and characters of the House of Brunswick* (1821), James Kirke Pauldings *Königsmarke the Long Finne a story of the new world* (1823, deutsche Übersetzung 1824-1840), Pierre Benoits *Königsmark* (1918, deutsche Übersetzung 1924), Helen Simpsons *Saraband for dead Lovers* (1934).⁷ 1948 kam Helen Simpsons Drama sogar auf die Leinwand. In deutschen Kinos erschien der Film unter dem Titel *Königsliebe*.⁸ Die Werke von Alfred E. W. Mason *Königsmarck* (1938; deutsche Übersetzung 1939), Noel de Vic Beamish *A Royal Scandal* (1966), Jean Plaidy (Victoria Holt) *The Princess of Celle* (1967), Paul Morand *Ci-gît Sophie Dorothee de Zell* (1968, deutsche Übersetzungen 1970 und 1979 unter dem Titel *Sophie Dorothea von Celle*), Ruth Jordan *Sophie Dorothea, consort of George I, King of Great Britain, 1666-1726* (1971) und Helene Lehr *Princess of Ha-*

nover (1989, deutsche Übersetzung 1991 unter dem Titel *Sophie Dorothea*) bedienen sich ebenfalls des Sophie-Dorothea-Stoffes. Zu den „*englischen Phantasieerzeugnissen*“⁹ zählt insbesondere Wilhelm Müllers bzw. Mollers *Memoirs of Sophie Dorothea, consort of George I* (London 1845), das fälschlich vorgibt, aus der Feder Sophie Dorotheas zu stammen. Eine deutsche Ausgabe dieser Fälschung erschien 1846 und 1847.¹⁰

Der Nestor der niedersächsischen Landesgeschichtsforschung Georg Schnath (1898-1989) stellt hinsichtlich der Veröffentlichungen zu Sophie Dorothea Leben fest, dass es keinen anderen Stoff in der hannoverschen Geschichte gibt, der „*in solchem Maße durch Legende, Erfindungen, Missdeutungen, ja Fälschungen bis zur Verdunklung eingenebelt wäre wie dieser*“.¹¹ Schnath verdanken wir die gewissenhafte Edierung des Briefwechsels von Sophie Dorothea und ihrem Geliebten Graf Philipp Christoph von Königsmarck und den wissenschaftlichen Beweis seiner Echtheit. Zudem wertete der Historiker eine Vielzahl von Akten und Dokumenten aus, die er in diversen Archiven in Europa ausfindig machen konnte. Schnaths Forschungen werfen in mancherlei Hinsicht ein neues Licht auf die tatsächlichen Geschehnisse im Welfenhaus. Das gilt insbesondere für den Tod

Königsmarcks und auch für die Bewertung des Liebesverhältnisses zwischen ihm und Sophie Dorothea. Die Publikationen des niedersächsischen Historikers ermöglichen es, Wahrheit und Dichtung sowohl in den vor seiner Zeit erschienenen Romanen als auch in den nachfolgenden Werken aufzudecken. Aus diesem Grund soll im zweiten Kapitel dieser Arbeit als historische Einführung in das Thema der aktuelle Wissensstand anhand der Forschung Schnaths aufgezeigt werden. Trotz seines unbestritten großen Verdienstes im Bereich der Forschung zur Landesgeschichte Niedersachsens und speziell zu Prinzessin Sophie Dorothea von Braunschweig-Lüneburg werfen Kritiker dem Historiker und Archivar auch eine zu Hannover freundliche Geschichtsschreibung vor;¹² Wolfenbüttel und insbesondere



Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel kommen in seinen Forschungsberichten sehr schlecht weg. Ungeachtet dessen ist die Intensität, mit der sich Schnath der Aktenlage bezüglich der „Prinzessin von Ahlden“ gewidmet hat, unübertroffen.

Die biographischen Romane von Dörte von Westernhagen *Und also lieb ich mein Verderben* (1997), Jürgen Walter *Sophie Dorothea. Kurprinzessin von Hannover* (2006) und Heinrich Thieß *Die verbannte Prinzessin. Das Leben der Sophie Dorothea* (2007) entstanden in der Nachfolge von Schnaths wissenschaftlichen Publikationen.

Es verwundert nicht, dass auch die literaturwissenschaftliche Forschung sich der Materie angenommen hat, wie es die Veröffentlichungen von Paul Alpers *Die Prinzessin von Ahlden in der deutschen Dichtung* (1931), Elisabeth Frenzel *Die Prinzessin von Ahlden* (1962), Walter Hissrich *Die Prinzessin von Ahlden und Graf Königsmarck in der erzählenden Dichtung (Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte)* (1906), Herbert Singer *Prinzessin von Ahlden in der Literatur des 18. Jahrhunderts* (1955), Friedrich Albrecht Graf von der Schulenburg *Die Herzogin von Ahlden. Stamm-mutter der königlichen Häuser Hannover und Preußen* (1852) und von dem bereits erwähnten Georg Schnath belegen. Doch eine vollständige Aufarbeitung der Literatur zu Sophie Dorothea ist bis heute ein Desiderat der Forschung.

Fazit: „Jedes Urteil über sie jedoch sagt wenig über das, was war, sehr viel aber über den Urteilenden und seine Zeit.“¹³

Das reale Schicksal der Prinzessin Sophie Dorothea veranlasste zahlreiche Autoren – zeitgenössische bis hin zu gegenwärtigen – zur Darstellung und Bearbeitung ihrer Lebensgeschichte. Die Welt des Hofes und seiner Intrigen findet damals wie heute seine Leser. Es ist bemerkenswert, dass ein Thema über 300 Jahre in gänzlich unterschiedlichen Epochen die Autoren wie Leser faszinieren konnte. Thematisch fand die Beziehung der Prinzessin zu Königsmarck die größte Beachtung. Das Drama um Sophie Dorothea gewann das Interesse der Autoren nicht nur, weil es sich um eine verbotene Liebe an einem bedeutenden Hof in Europa handelte, sondern auch, weil eine große Geheimniskrämerei und von offizieller hannoverscher Seite her ein „beredetes Schweigen“ zu diesem Thema, vor allem aber um das Verschwinden Königsmarcks, herrschte. Es bot sich also genügend Platz für Mutmaßungen, Erfindungen und Legendenbildung. Selbst die historische Forschung hatte Schwierigkeiten, sich von der Anziehungskraft mutmaßender Schriften freizumachen. Erst mit dem als authentisch belegten Briefwechsel der Prinzessin und des Grafen, sowie der Auswertung der noch vorhandenen historischen Akten und Dokumente durch Georg

Schnath kann man von einem fundierten Faktenwissen um die sogenannte Prinzessin von Ahlden sprechen. Dies bedeutete aber noch lange nicht, dass nun alles zum Thema Sophie Dorothea gesagt war und die Literatur das Interesse an der Prinzessin verloren hatte. Auch traten in Schnaths Folgezeit nicht durchweg Werke auf, die sich auf gesicherte Kenntnisse stützen. Oftmals wurde ein Spagat zwischen Fundiertheit und Fiktion versucht. Dennoch ist erkennbar, dass die in diesem Beitrag untersuchten Publikationen, die in der Nachfolge von Schnaths Untersuchungen entstanden sind, seine Forschung zu Sophie Dorothea als Gerüst ihrer Werke verwendet haben. Besonders Dörte von Westernhagen hielt sich in *Und also lieb ich mein Verderben* eng an Schnaths historisch gesicherte Erkenntnisse. Jürgen Walter hat in seinem Roman *Sophie Dorothea* nicht nur die Forschungsergebnisse Schnaths, sondern auch seinen Schreibstil verinnerlicht. Das Werk liest sich größtenteils wie eine literarische Überarbeitung der Sophie-Dorothea-Forschung Schnaths.

Die Anfänge der literarischen Gestaltung von Sophie Dorotheas Leben sind bei Herzog Anton Ulrich zu suchen. Der Großonkel der Prinzessin stellt seine Verwandte in seinem Romanepos *Römische Octavia* nicht nur als unschuldig Opfer dar, um die Hausehre der Welfen zu bewahren, sondern auch, um „*das maschinenhafte Wirken der Staatsräson*“¹⁴ zu zeigen. Dabei übt der Herzog jedoch keineswegs Kritik am Staatsapparat, sondern setzt die Maxime des absolutistischen Herrschaftsprinzips als nicht anzweifelbar voraus. Lediglich die repräsentierenden Personen können fehl am Platze sein. Dabei unterscheidet Anton Ulrich zwischen Personen, die ihre öffentliche Position bewusst missbrauchen, wie die Gräfin von Platen oder der Minister Bernstorff, und Personen, die aus charakterlichen und/oder erzieherischen Gründen dem Prinzip des Staates nicht genügen, wie Sophie Dorothea und Graf Königsmarck. Herzog Anton Ulrich achtet in der Darstellung von Sophie Dorothea als Solane/Rhodogune darauf, den Verdacht eines Ehebruchs und eines Fluchtversuchs aus böswilliger Absicht im Keim zu ersticken. Ersterer wurde offiziell geleugnet, ist aber mittlerweile durch den Briefwechsel belegbar, Letzterer wurde dagegen öffentlich propagiert, ist aber aus der heutigen Forschungslage nicht eindeutig nachweisbar.

Die Geschichte von Sophie Dorothea verbreitete sich im 18. Jahrhundert in ganz Europa, wobei die Prinzessin stets als Unschuldige dargestellt wurde. Das Interesse am Schicksal der ehemaligen Kurprinzessin von Hannover steigerte sich noch durch die Veröffentlichung der *Histoire secrète* bzw. der *Geheimen Geschichte der Herzogin von Hanovre* kurz nach dem Tod von Sophie Dorothea. Während Anton Ulrich das Geschehen als Fiktion ausgab, steht in der *Geheimen Geschichte* der Wahrheitsanspruch im Vordergrund. Trotzdem erfährt in dieser Darstellung das Bild der historischen Sophie Dorothea in der Öffentlichkeit literarische Verklärtheit in höchstem

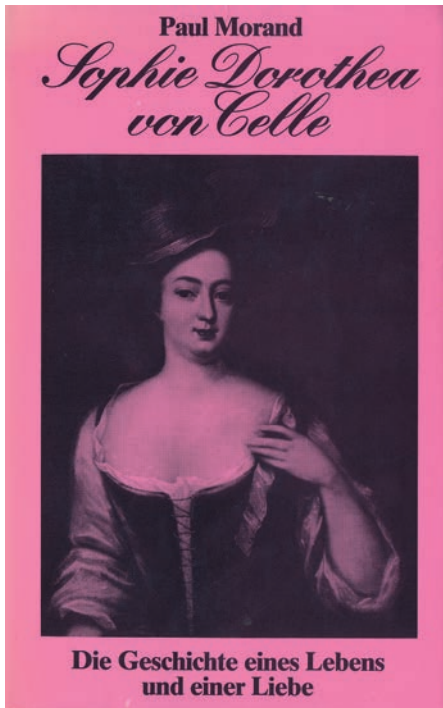
Maße. Sophie Dorothea wurde zum kindlich-naiven und tugendhaften Charakter stilisiert, der Opfer einer böswilligen Intrige wurde und sich mit ergebender Passivität in sein Schicksal ergab.

Das 19. und das ausgehende 20. Jahrhundert waren die Blütezeit der Sophie-Dorothea-Romane und -Dramen. Sie orientierten sich primär an der *Römischen Octavia* und der *Histoire secrète*, dem „Kern der Legendenbildung“¹⁵. Ihnen gemein sind die Tendenz zur Verklärung und Idealisierung der historischen Person Sophie Dorothea und das Intrigenspiel der Gräfin von Platen. Schiller stellt in seinem Dramenentwurf das edle Gemüt der Prinzessin heraus: Sophie Dorothea gelingt am Ende zwar nicht die gesellschaftliche Reputation, aber dennoch bleibt ihr die persönliche Gewissheit der Schuldlosigkeit. Wichtig bei der Beurteilung der Darstellung des Stoffes ist die Absicht des Autors. Schiller hatte eine andere Intention als die meisten Autoren, die sich mit Sophie Dorotheas Lebensgeschichte auseinandergesetzt haben. Er benutzte die Tragödie der Prinzessin als Kontext, um seine persönliche Botschaft zu vermitteln:¹⁶ die Rettung der Tugend und Freiheit des Menschen. Es ging ihm nicht ausschließlich um die historische Person Sophie Dorothea; er wollte nicht aus Mitleid, Faszination oder finanziellem Kalkül auf ihr Schicksal eingehen, sondern durch eine Geschichte mit realem Hintergrund den Sieg des Edlen über das Schlechte vermitteln.¹⁷

Im bürgerlichen späten 19. Jahrhundert vertrat man allgemein die Auffassung, dass eine Prinzessin und ein außereheliches Verhältnis nicht miteinander vereinbar waren. Der Briefwechsel von Sophie Dorothea und Königsmarck wurde aus diesem Grund auch nicht als authentisch erachtet. Allen voran bestritt Adolf Köcher in einem Aufsatz in der „*Historischen Zeitschrift*“ von 1882 die Echtheit der Korrespondenz. Sophie Dorothea wurde, wie auch in Schillers Dramenplan zu lesen ist, als verachtete und unglückliche Prinzessin angesehen, die an eine stolzen Hof aus Staatsräson verheiratet worden war. Mittels Intrigen wurde der armen Prinzessin ein intimes Verhältnis zu Königsmarck angedichtet und ihre Verbannung erwirkt. Das Hauptanliegen war in dieser Zeit die Rettung der Tugend der Prinzessin, auch wenn das auf Kosten der Realität ging.¹⁸

Im 20. Jahrhundert wurde Sophie Dorothea dann von Arno Schmidt zur Märtyrerin für sexuelle Gleichberechtigung stilisiert. *Das steinerne Herz* nimmt in dem Kontext des Bildes Sophie Dorotheas in der Literatur eine Sonderrolle ein. Das Schicksal der Prinzessin erhält seine Interpretation durch die Darstellung der Beziehung zwischen den Protagonisten Eggers und Frieda. Letztere erfahren durch ihr nahes Umfeld eine gesellschaftliche Toleranz der außerehelichen Verbindung. Es stellt sich schnell heraus, dass die Protagonistin Frieda, im Gegensatz zu Sophie Dorothea, keine weit reichenden Konsequenzen befürchten muss. Trotz der Korrektheit der

historischen Fakten unternimmt Schmidt nicht den Versuch, die gescheiterte Ehe, die geheime Liebesaffäre und die Verbannung Sophie Dorotheas durch die damalige absolutistische Gesellschaftsnorm zu rechtfertigen oder zu begründen. Der Autor entwirft vielmehr in Abgrenzung zur Geschichte der Prinzessin von Ahlden ein Gesellschaftsmodell des 20. Jahrhunderts, basierend auf der Toleranz von Lebenssituationen, die allgemeinen gesellschaftlichen Normen widersprechen.



Ende des 20. und Anfang des 21. Jahrhunderts kam es mit der wiedererwachten Popularität der historischen Romane zu einer literarischen Darstellung des Sophie-Dorothea-Stoffes unter geschichtswissenschaftlichen Fakten. Die Bemühung der Autoren Morand, Westernhagen und Walter galt der authentischen Darbietung der Problematik der verbotenen Liebesbeziehung zwischen Sophie Dorothea und Graf Königsmarck. Dabei kamen alle Autoren zu der Erkenntnis, dass Sophie Dorotheas eigentliches Unglück darin bestand, sich ihrer Umgebung nicht anpassen zu können. Sowohl Morand als auch Westernhagen und Walter bemühten sich, das gesellschaftliche und politische Umfeld Sophie Dorotheas im Kontrast zur leidenschaftlichen Gefühlswelt der Prinzessin abzubilden. Nicht eine Intrige, sondern das Unvermögen der Prinzessin, sich

mit ihrer gesellschaftlichen Rolle zu identifizieren, trieben sie ins Unglück. Sophie Dorotheas Lebensgeschichte liest sich bei ihnen wie ein soziales Drama.

Sophie Dorotheas Schicksal ist je nach Verfasser und literarischer Epoche höfische Tragödie, Intrigengeschichte oder soziales Drama.¹⁹ Dabei ist die Bindung der Texte an literarische Traditionen häufig stärker als an die faktische Wirklichkeit.²⁰

In der Literatur zu Sophie Dorothea wird so gut wie gar nicht darauf eingegangen, dass in der Umgebung der Prinzessin²¹, sowohl am Celler Hof wie auch später im Ahldener Exil, Hugenotten eine dominante Stellung ein-

nahmen. Sie sprach nicht nur die meiste Zeit Französisch, sondern war auch nach französischen Werten erzogen worden. Ihr wurden Koketterie, Feinfühligkeit und Stolz nachgesagt, was damals als französische Eigenschaften angesehen wurden und nicht selten negativ in der Umgebung des Welfenhofes in Hannover auffielen.

Die Ziele der geplanten Flucht Sophie Dorotheas variieren je nach Verfasser, mal will sie nach Wolfenbüttel oder Sachsen, mal ins Kloster nach Frankreich oder zum Kaiser flüchten. Diese Unstimmigkeit beweist nur zu gut, dass der Prinzessin die feste Absicht der Flucht nicht eindeutig nachgewiesen werden konnte und die Autoren nicht immer gut recherchiert haben.

Zwar hat sich die wissenschaftliche Forschung mit einzelnen Werken zur Prinzessin von Ahlden auseinandergesetzt, eine vollständige Untersuchung der existierenden Romane, Schauspiele und Lyrik gibt es bis heute aller-

dings noch nicht. Dieser Beitrag hat aufgezeigt, dass noch eine Vielzahl von literaturwissenschaftlich unerschlossenen Publikationen zu Sophie Dorothea existiert und zahlreiche Aspekte dieser Literatur noch unreflektiert sind. Eine umfassende Auswertung aller literarischen Veröffentlichungen zum Thema Sophie Dorothea ist ein Desiderat der Literaturgeschichtsforschung.



*Sophie Dorothea mit ihren Kindern
Georg August und Sophie Dorothea
d. J., Jacques Vaillant zugeschrieben,
Öl auf Leinwand, um 1690
(Residenzmuseum im Celler Schloss).*

-
- ¹ Deutsche Fassung eines Vortrags, gehalten am 4. September 2010 bei der fünften Internationalen Hugentotten-Konferenz in Londonderry (vgl. S. 49ff in diesen Heft).
 - ² Vgl. hierzu beispielsweise die Handschrift *Liebe zwischen Graff Königs-Marcken ... mit der vortrefflichen Prinzessin von Hannover... entworfen von dem lustigen Hofnarr Cassandro, Geschrieben 1. Martij 1696*. Siehe hierzu auch SCHNATH 1979, S. 68.
 - ³ Georg SCHNATH: *Sophie Dorothea und Königsmarck. Die Ehetragödie der Kurprinzessin von Hannover*, Hildesheim 1979, S. 208.

-
- ⁴ Andreas FLICK u. Sabine MAEHNERT: Archivbestände der Französisch-reformierten Gemeinden Lüneburg und Celle sowie der Deutsch-reformierten Gemeinde Celle (= Geschichtsblätter der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft, Band 24 u. Kleine Schriften zur Celler Stadtgeschichte, Bd. 1), Celle – Bad Karlshafen 1997, S. 115-127; Paul ALPERS: Die Prinzessin von Ahlden in der deutschen Dichtung, in: Sachsenspiegel. Blätter für Geschichts- und Heimatpflege, Nr. 4, April 1931 und Nr. 5, Mai 1931.
- ⁵ Ebd.
- ⁶ ALPERS 1931, Nr. 5.
- ⁷ FLICK u. MAEHNERT 1997, S. 115-127; ALPERS 1931a und b.
- ⁸ Illustrierte Filmbühne Nr. 399.
- ⁹ Georg SCHNATH: Der Königsmarck-Briefwechsel. Korrespondenz der Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover mit dem Grafen Philipp Christoph Königsmarck 1690-1694, Hildesheim 1952, S. 17. Das Werk enthält vier angebliche Liebesbriefe der Prinzessin an Königsmarck. Der Autor hat sie eigenen Angaben nach aus einem Rechenschaftsbericht des Kurprinzen Georg Ludwig an seinen Onkel und Schwiegervater Georg Wilhelm.
- ¹⁰ SCHNATH 1979, S. 167.
- ¹¹ Ebd., S. 122.
- ¹² So Heinrich Thieß in einem Vortrag zu seinem Werk *Die verbannte Prinzessin – das Leben der Sophie Dorothea* (Springe 2007) am 1. November 2007 im Celler Bomann-Museum.
- ¹³ Jürgen WALTER: Sophie Dorothea. Kurprinzessin von Hannover. Ein höfischer Skandal, Mühlacker 2006, S. 241.
- ¹⁴ Dörte von WESTERNHAGEN: Und also lieb ich mein Verderben, Roman, Göttingen 1997, S. 48f.
- ¹⁵ Georg SCHNATH: Die Kurprinzessin Sophie Dorothea in französischer Sicht. Zugleich ein Wort in eigener Sache über: Paul Morand, Ci-git Sophie-Dorothee de Celle. Paris 1968, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 41/42, Hildesheim 1969/1970, S. 208.
- ¹⁶ Neben Schiller verfolgte später auch Arno Schmidt in *Das steinerne Herz* eine andere Intention als die Darstellung des tragischen Schicksals der Prinzessin.
- ¹⁷ „Das Edle siegt, auch unterliegend, über das Gemeine und Schlechte.“ Schillers Dramenplan „Die Prinzessin von Zelle“, in: Abhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philosophisch-historische Klasse, Bd. 56, H. 2, Berlin 1963, S. 22.
- ¹⁸ Siehe auch WALTER 2006, S. 239.
- ¹⁹ Herbert SINGER: Die Prinzessin von Ahlden. Verwandlungen einer höfischen Sensation in der Literatur des 18. Jahrhunderts, in: Euphorion 49 (1955), S. 305-334, S. 308f.
- ²⁰ Eine besondere Ausnahme bildet dabei der Roman von Dörte von Westernhagen; die authentische Schilderung der historischen Begebenheiten steht hier im Vordergrund.
- ²¹ Andreas FLICK: Hugenotten am Hof der „Prinzessin von Ahlden“, in: Andreas Flick u. Walter Schulz (Hg.): Von Schweden bis Südafrika. Vorträge der Internationalen Hugenotten-Konferenz in Emden 2006 ... (= Geschichtsblätter der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft, Bd. 43), Bad Karlshafen 2008, S. 123-146.

Verlag der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft

Hafenplatz 9a in 34385 Bad Karlshafen

www.hugenotten.de (Webshop)



Andreas Flick und Walter Schulz (Hg.)

Von Schweden bis Südafrika

Vorträge der Internationalen Hugenotten-Konferenz in Emden 2006

From Sweden to South Africa

Proceedings of the International Huguenot Conference in Emden 2006

Andreas Flick und Walter Schulz (Hg.): Von Schweden bis Südafrika. Vorträge der Internationalen Hugenotten-Konferenz 2006

From Sweden to South Africa.
Proceedings of the International
Huguenot Conference in Emden
2006

(= Geschichtsblätter der Deutschen
Hugenotten-Gesellschaft, Bd. 43),
2008, 362 Seiten mit Abbildungen
ISBN 978-3-930481-26-2
22,80 €

Der Band enthält u.a. folgende
Aufsätze:

Dolf Britz: The French Refugees in 20th century South African historiography

Jochen Desel: „Gott sei ihr Geleitsmann und stehe ihnen bei an allen Orten.“
Fakten, Zahlen und Beschreibungen zu den Fluchtwegen der Hugenotten und
Waldenser aus Frankreich in deutsche Territorien

Andreas Flick: Hugenotten am Hof der „Prinzessin von Ahlden“

Ursula Fuhrich-Grubert: „Meine gute Mama Camas, vergessen sie mich nicht.
Friedrich.“ Hugenottische Netzwerke um Friedrich II. von Preußen

Christina L. Griffiths: „Ce méchant relaps“ – Katholische Propaganda gegen
eine Thronfolge des Protestanten Heinrich von Navarra

Mary Gundlach: Jean Perrachon, Seigneur du Collet

Silke Kamp: Die Integration der Hugenotten im Spiegel von Steuer- und Ge-
richtsakten. Drei Beispiele aus Potsdam aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhun-
derts

Margrit Schulte Beerbühl: Ein weltbürgerliches Netzwerk: Deutsche Kaufleute
in London mit ihren hugenottischen und niederländischen Partnern (1600-1800)

Walter Schulz: Emden – Genf des Nordens?!

Klaas-Dieter Voß: Die französisch-reformierte Gemeinde Emdens im 16. Jahr-
hundert und die innergemeindlichen Kontroversen hinsichtlich ihrer theologi-
schen Ausrichtung

amore et pace – Lebensbild der Malwida von Meysenbug, geborene Rivalier.

Bewegte und bewegende Frau des 19. Jahrhunderts mit Kasseler Wurzeln¹

von Marlis Wilde-Stockmeyer



„*amore et pace*“ war das Lebensmotto von Malwida von Meysenbug. Wir finden das Motto auf der Gedenktafel an ihrem Geburtshaus in Kassel, in der für die hugenottischen Glaubensflüchtlinge gebauten Oberneustadt. Wir finden das Motto aber auch auf der Gedenktafel ihres Urnengrabes auf dem Friedhof in Rom.

Wie war der Blick anderer auf sie? Drei Beispiele von sehr unterschiedlichen Menschen sollen dies als Einstieg verdeutlichen:

1. Beispiel: Berta Schleicher, die Herausgeberin einer Werkausgabe, betitelte ihre biographische Skizze zu Malwida von Meysenbug mit „*Die beste Freundin der Welt*“. Abgedruckt ist diese Skizze im 3. Jahrbuch der Malwida von Meysenbug-Schule in Kassel 1930/31. Ein

Jahr später, im 4. Jahrbuch, befasst sie sich noch ausführlicher mit der Namensgeberin der Malwida von Meysenbug-Schule in Kassel und es findet sich darin eine Stelle, wo sie auf die Frage, worin sie „*Malwidas Hauptbedeutung sehe?*“, antwortet: „*Ich glaube, man kann nur die eine Antwort darauf geben: in ihrer Bedeutung als Mensch!*“ (4. Jahrbuch 1931/32, S. 13).²

2. Beispiel: Kurz vor ihrem Tod in Rom, über 80jährig, von Schmerzen gepeinigt, sagte sie, laut Gabriel Monod: „*Erschreckt nicht, es ist ja nichts, nur Krämpfe sind's und nicht ich leide, sondern nur mein armer Körper. Die Materie ist nichts, der Geist allein besteht!*“ und Monod fährt fort: „*Und dieses Wort der Geist kam immer wieder auf ihre Lippen, mit den anderen Worten Amore und Pace, die sie fortwährend wiederholte.*“³ Amore und Pace, also Liebe und Frieden.

Gabriel Monod war französischer Historiker und Ehemann von Malwida von Meysenbugs Pfliegerochter Olga Herzen, der Tochter des berühmten russischen Revolutionärs und Sozialisten Alexander Herzen. Herzen war aus dem zaristischen Russland nach England geflohen, genauer nach London. London war in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein Zentrum für politische Flüchtlinge aus vielen Ländern. Ich komme darauf zurück.

3. Beispiel: Die Beschreibung durch die schwedische Frauenrechtlerin und große Pädagogin Ellen Key. Ellen Key wurde besonders bekannt durch ihr Buch *Das Jahrhundert des Kindes*, das sie im Jahr 1900 veröffentlicht hatte. Sie besucht Malwida von Meysenbug in Rom und beschreibt sie so: *„Die verblaßte, zerbrechliche alte Frau hat wahrscheinlich in jüngeren Jahren einen sanften, blonden Reiz besessen, aber damals wie jetzt und in jedem Alter hat sie ganz gewiß am meisten durch ihren Ausdruck von Seele und Güte gefesselt.[...] Aber die offene Art, wie sie ihre reiche Lebenserfahrung, ihre freie Lebensanschauung mittheilt, macht den Eindruck der von Autorität und Tradition ganz befreiten Persönlichkeit, deren harmonisches Wesen das Resultat einer langen, zielbewußten und einheitlichen Selbstgestaltung ist.“*⁴

Und Ellen Key fährt fort: *„Denn sie hat das verwirklicht, was für die gesamte Menschheit noch ein unerreichtes Ideal ist: den wirklichen Übermenschen, der über dem Leben steht durch Weisheit und Resignation, aber am Leben teilnimmt durch Mitgefühl und Verständnis; der das Leben vergrößert, indem er seine eigene Seele immer größer macht, der es schließlich verschönert, indem er jede Stunde seines Lebens, bis zur letzten, ein künstlerisches Gepräge gibt.“*⁵

Wie ein roter Faden zieht sich dies durch ihr ganzes Leben: Mitgefühl, Verständnis, Weisheit, Güte, aber gepaart mit einer Radikalität des Denkens und einer erheblichen Tatkraft. Darüber hinaus haben wir bereits auch schon einige Koordinaten für Malwida von Meysenbugs Leben: Kassel, London, Rom.

Als Hauptquellen für den heutigen Vortrag beziehe ich mich auf die bekanntesten Werke von Malwida von Meysenbug, die drei Bände der *Memoiren einer Idealistin*, inklusive verschiedener Vorworte, Vorreden und Nachrufe sowie den 1898 veröffentlichten *Lebensabend einer Idealistin*.⁶ Der erste Band der Memoiren erschien 1869 anonym auf Französisch, die erste deutsche Ausgabe der drei Bände der „Memoiren einer Idealistin“ wurde 1876 veröffentlicht.

Die Memoiren der Malwida von Meysenbug entfalteten über viele Jahrzehnte hin sehr große Wirkungen, es gab viele Auflagen und sie wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt, u. a. ins Englische, Französische, Italieni-

sche, Russische, Polnische und Ungarische. Heute würde man wohl von einem Bestseller sprechen.

Wie ungewöhnlich diese Memoiren einer Frau für das 19. Jahrhundert waren, kann man auch aus dem Brief ersehen, den Friedrich Nietzsche nach der Lektüre Karfreitag 1876 an Malwida von Meysenbug schrieb: *„Es gab vor vierzehn Tagen ungefähr einen Sonntag, den ich allein am Genfer See und ganz und gar in Ihrer Nähe verbrachte, von früh bis zu dem mondglänzenden Abend; ich las mit wiederhergestellten Sinnen ihr Buch zu Ende und sagte mir immer wieder, daß ich nie einen weihevolleren Sonntag erlebt habe. [...] Aus Ihrem Buch entnehme ich mir jetzt Antworten auf sehr bestimmte, mich betreffende Fragen; ich glaube, mit meinem Verhalten nicht eher zufrieden sein zu dürfen, als bis ich Ihre Zustimmung habe. [...] Was muß ein Mann tun, um bei dem Bilde Ihres Lebens sich nicht der Unmännlichkeit zeihen zu müssen? Das frage ich mich oft. Er muß das alles tun, was sie taten, und durchaus nichts mehr! Aber er wird es höchstwahrscheinlich nicht vermögen, es fehlt ihm der sicher leitende Instinkt der allzeit hilfberedten Liebe.“*⁷ In diesem Stil geht es weiter und das ist schon erstaunlich für Nietzsche, der mit seinem Lob Frauen gegenüber sehr zurückhaltend sein konnte.

Sicher sind auch Memoiren gestaltete, literarische Zeugnisse, aber es ist interessant zu sehen, was die Verfasserin für besonders erinnerungs- bzw. erzählenswert erachtet, was ihr wichtig ist und wie sie es erzählt. Typisch für ihre Memoiren ist die Verbindung von Persönlichem, Privatem und dem Gesellschaftlichen, Politischen.

Im Vortragstitel kommt der Name Rivalier vor und es wird auf ihre Kasseler Wurzeln hingewiesen: Malwida wurde am 28. Oktober 1816 als neuntes Kind in Kassel, an der Schönen Aussicht 7, geboren, als Malwida Rivalier. Der Vater, Carl Rivalier, entstammte einer Hugenottenfamilie, die aus Südfrankreich hatte fliehen müssen, die Mutter, Ernestine Rivalier, war eine geborene Hansel. Später zog die Familie um in ein Haus in der Oberen Königsstraße 45, in der sich dann die Wohnung und die Geheime Kabinettskanzlei des Vaters befand. Später wurde es das Fürsten- und Prinzenhaus. Gegenüber befand sich das Weiße Palais am Friedrichsplatz – soweit zur räumlichen Verortung.

Der Vater, Carl Rivalier, Geheimer Kabinettsrat und Minister, wurde 1825 für seine Verdienste vom Kurfürsten Wilhelm II. in den erblichen Adelsstand erhoben und erhielt den Namen von Meysenbug. Von Meysenbug war ein Geschlecht in Nordhessen, das mit dem Tod von Heinrich von Meysenbug 1810 ausgestorben war. Malwidas Vater war ein enger und loyaler Berater des Kurfürsten.

An ihrer Mutter, die ihre künstlerischen Neigungen förderte, liebte Malwida besonders den freien, liberalen Geist. In ihren Memoiren beschreibt sie diese geistige Haltung im Elternhaus sehr anschaulich: *„Unsere Mutter war es, die sich damit beschäftigte, die künstlerischen Neigungen in uns zu wecken. Ihre Geistesrichtung gehörte jener geistigen Mitte der Zeit an, zu welcher die Humboldts, Rahel, Schleiermacher, die Schlegels und andere berühmte Zeitgenossen zählten. Diese Richtung, zugleich liberal, patriotisch und philosophisch, hatte auch eine eigentümliche Beimischung von dem Mystizismus, den die damals in höchster Blüte stehende romantische Schule hinzub brachte. Verbunden mit der unabhängigen Natur meiner Mutter, führte diese Richtung sie sehr häufig zur Opposition gegen die Konvention der Gesellschaft, an der die Stellung meines Vaters sie teilzunehmen zwang. Ganz besonders war dies der Fall bei der Wahl der Personen, aus denen sie ihren engeren Kreis bildete. Anstatt sie ausschließlich aus den Reihen der Aristokratie zu nehmen, wählte sie sie vielmehr nach den Eigenschaften des Geistes und des Herzens, unbekümmert darum, welcher Schicht der Gesellschaft sie angehörten. Besonders gern zog sie die ausgezeichnetsten Mitglieder des Theaters herbei, deren Leistungen ihr Entzücken und Genuß gewährten und die sie ihren übrigen Gästen vollkommen gleichstellte. Das war damals noch eine große Kühnheit [...] Meine Kindheit verging in dieser geistigen und künstlerischen Mitte.“*⁸

Ihre Erfahrungen in dem Elternhaus prägten sehr stark ihr weiteres Leben, ihr lebenslanges, ausgeprägtes Interesse an den verschiedensten Künsten, der Malerei, Bildhauerei, Musik. Sie selbst nahm jahrelang Malunterricht, galt als sehr begabt und musste zu ihrem großen Leidwesen die Malerei wegen eines Augenleidens aufgeben. Aber sie veröffentlichte später zahlreiche Aufsätze, besonders über Kunstwerke und einzelne Künstler in Italien wie auch über von ihr sehr geschätzte Komponisten wie z. B. Beethoven und Richard Wagner oder Philosophen wie Friedrich Nietzsche.

Zurück zur Chronologie, wir sind noch immer in Kassel. Malwida wurde in Kassel getauft und man kann davon ausgehen, dass diese Taufe hier in dieser Karlskirche stattgefunden hat. Das Kirchenarchiv ist zwar im Zweiten Weltkrieg verbrannt, aber andere Archive weisen darauf hin.

Als 1825 ihr Vater, Carl Rivalier, mit dem Namen von Meysenbug geadelt wurde, war Malwida neun Jahre alt.

Ein weiteres, wichtiges Jahr war 1830.

1830 war Malwida 14 Jahre alt und „[...] hörte zum erstenmal das Wort *Revolution*.“⁹ im Zusammenhang mit den durch die Fürstenherrschaft ausgelösten Unruhen. Die Auswirkungen der Julirevolution 1830 in Frankreich spürte man in ganz Europa. Eine Konstitution, also eine Verfassung, wurde verlangt. Malwida von Meysenbug nimmt in ihren Memoiren ihren „gelieb-

ten Vater“ vor den ihrer Meinung nach ungerechten Angriffen in Schutz. Sie betont dagegen sein starkes Engagement an der Ausarbeitung einer Konstitution, die als liberal galt.

Seine große Nähe zum beim Volk verhassten Fürsten führte aber dazu, dass eines Tages ein riesiger Protestzug vom Schloss Wilhelmshöhe sich auf die Stadt zubewegte und vor dem Wohnhaus von Meysenbugs in der Oberen Königsstraße sich der wütende Protest durch Steinwürfe und dem Versuch, das Haus zu stürmen, Luft machte. Sie beschreibt in ihren Memoiren diese bedrohliche Situation, die erst durch das Eingreifen des Erbprinzen und einer sich nähernden Kavallerie beendet wurde.

Bezeichnend ist, dass sie nicht nur den Schrecken schildert, sondern auch ihren neuen Blick auf die sich ändernde Wirklichkeit darauf: *„So endete die lichterfüllte Zeit der ersten Kindheit unter den Donnerschlägen, die einen großen Teil Europas erschütterten. Die glückliche Sorglosigkeit des ersten kindlichen Alters war vorbei. Ich hatte zum erstenmal eine große tragische Wirklichkeit sich vor mir auftun sehen, und ich hatte leidenschaftlich Partei genommen in einem Konflikt, der allgemeiner Natur war. Natürlich war es für jetzt noch mein Herz, das mein Urteil leitete; es verstand sich, daß die, die ich liebte, recht haben mußten. Aber mein Blick fing an, einen weiteren Horizont zu umfassen. Ich begann Zeitungen zu lesen und den politischen Ereignissen mit großem Interesse zu folgen. Zwar spielte ich noch mit meinen Puppen, doch fühlte ich mich auf der Schwelle eines neuen Lebens. Ich hatte eine zweite Taufe empfangen durch die Hand der Revolution.“*⁴⁰

Durch die enge Verbindung des Vaters mit dem Kurfürsten änderte sich auch die Familiensituation grundlegend. Während der Vater den Kurfürsten 1831 ins Exil nach Hanau begleiten musste, zog die Mutter nach unruhigen Wanderjahren mit ihren Töchtern Malwida und Laura nach Detmold, wo bereits die älteste Schwester von Malwida lebte, die mit einem lippischen Hofmarschall verheiratet war. Ein Sohn der Familie von Meysenbug stand ebenfalls in lippischen Hofdiensten. Man verkehrte also bei Hofe. Detmold war die Hauptstadt des kleinen Fürstentums Lippe.

Malwida wurde sich der zunehmenden Widersprüche im familiären Umfeld bewusst: Auf der einen Seite liebte sie sehr ihren Vater und ihre Mutter, auf der anderen Seite entwickelte sie ein immer wacher werdendes Gespür für die neuen demokratischen und revolutionären Entwicklungen. Und damit sah sie notwendigerweise auch die Begrenzungen im Denken und Handeln bei ihren Eltern – und auch bei ihren Geschwistern. Ein entstehender Konflikt, der sich später noch zuspitzte.

Schmerzhaft wurden ihr auch die unzureichenden Bildungsmöglichkeiten für Mädchen bewusst, sie klagte über eine fehlende Systematik.

Ein wichtiger Aspekt, der mit Detmold verbunden ist, war ihre intensive und spannungsreiche Beschäftigung mit der Religion, zumal sie noch nicht konfirmiert war und deshalb Religionsunterricht erteilt bekam vom ersten Prediger der Stadt, Georg Friedrich Althaus.

Dessen Sohn, Theodor Althaus, spielte in mehrfacher Hinsicht eine besondere Rolle im Leben von Malwida von Meysenbug. Der Theologe Theodor Althaus verband das Christentum mit demokratischen, revolutionären Ansichten, er bekämpfte die noch immer herrschende Zensur, setzte sich für Pressefreiheit und für eine demokratische Volksvertretung ein.

Als Malwida von Meysenbug ihn zum ersten Mal predigen hörte, war sie hingerissen von ihm, was sich unschwer in ihren Memoiren erkennen lässt: *„Als er zu sprechen begann, wurde ich sympathisch berührt durch den Klang seiner tiefen, sonoren und doch angenehmen Stimme. Bald aber vergaß ich alles andere über dem Inhalt seiner Predigt. Das war nicht mehr die sentimentale Moral, noch die steife, kalte Unbestimmtheit der protestantischen Orthodoxie wie beim Vater. Das war ein jugendlicher Bergstrom, der daherbrauste voller Poesie und neuer, belebender Gedanken. Das war die reine Flamme einer ganz idealen Seele, gepaart mit der Stärke einer mächtigen Intelligenz, die der schärfsten Kritik fähig war. Das war ein junger Herder, der, indem er das Evangelium predigte, die höchsten philosophischen Ideen zur Geschichte der Menschheit entwickelte. Ich war auf das tiefste und glücklichste bewegt.“*¹¹

In ihm findet sie nun einen Geistesverwandten für ihre kritische Haltung dem Bestehenden gegenüber, für ihre politischen Ideen der Demokratie und des Sozialismus. Malwida schreibt: *„Es war sonderbar, wie unsere Ansichten in allen wichtigen Punkten zusammentrafen. Wir sahen uns mit Erstaunen an, denn es schien, als ob das Wort des einen immer aus den Gedanken des anderen komme.“*¹²

Ihre intensive Beziehung zu dem revolutionären Linken wurde von ihrer Familie, die doch am Hofe verkehrte, stark missbilligt. Das Wort „Demokrat“ löste damals negative Assoziationen in dieser Gesellschaft aus und man distanzierte sich von Theodor Althaus. Theodor Althaus, sechs Jahre jünger als Malwida, wurde die große Liebe ihres Lebens, die allerdings tragisch endete.

Es war aber auch die Zeit, als ihr klar wurde, dass nicht nur Ideen zählten, sondern dass diese auch in Taten umgesetzt werden müssen: *„Ich aber fühlte, dass ich das bloß kontemplative Leben verlassen müsse, um zur Tat zu kommen. Die heiligen Freuden, die ich beim Malen genoss, schienen mir zu egoistisch, wenn ich nicht zugleich mich des Leidens erbarme, das ich überall um mich sah; wenn das Mitleid, welches mir die wahre Es-*

*senz des Christentums zu sein schien, sich nicht in Taten verwirkliche. Ich beschloß zu versuchen, einen Verein der Arbeit für Arme zu gründen.*¹³

Mitleid, Mitgefühl, Verständnis, Blick über den eigenen Bereich hinaus, Kampf gegen soziale und geschlechtsspezifische Ungerechtigkeiten, all dies ist Malwida von Meysenbug ihr Leben lang wichtig. Immer ist sie auch auf der Suche nach Austausch, sowohl mündlich in Gesprächen und Diskussionen als auch schriftlich, wovon ihr umfangreicher Briefwechsel zeugt.

Verband Malwida von Meysenbug den Aufruhr 1830 in ihrer Vaterstadt Kassel mit dem Ende ihrer ersten Kindheit, so empfindet sie die schmerzhafteste Trennung von Theodor Althaus als das Ende des Frühlings ihres Lebens.¹⁴

Sie war jetzt ungefähr 30 Jahre alt. Ihre politische Entwicklung, ihre demokratischen Ideen, ihre Forderungen nach Gedankenfreiheit, ihre Ansichten zur Emanzipation der Frauen brachte sie immer stärker in Widerspruch zu ihrer Familie. Und es war ihr sehr bewusst. Sie schreibt darüber, dass ihr „*abermals ein Schleier*“ von ihren Augen fiel, dass sie „*nicht mehr das sanfte, nachgiebige Geschöpf sei, das, um niemand zu verletzen, sich allem unterwarf und den Weg, den alle gingen, mit ihnen ging aus Gehorsam und Gefälligkeit. Ich fühlte, dass ich eine Individualität wurde, mit Überzeugungen und mit der Energie, sie zu bekennen. Ich begriff nun, dass dies mein Verbrechen sei. Die allgemeine Anerkennung fing an, ihren Wert für mich zu verlieren, und ich sah ein, dass ich hinfort nur mein Gewissen zur Richtschnur nehmen und nur tun würde, was dasselbe mir vorschrieb.*“¹⁵ Dies waren unerhörte Gedanken für Frauen vor mehr als 160 Jahren. Und es war ihr sehr ernst damit.

1847 und 1848 waren für Malwida von Meysenbug unruhige Umbruchs- und Aufbruchsjahre. Ende 1847 starben kurz hintereinander der abgedankte Kurfürst Wilhelm II. von Hessen und sein langjähriger Berater und Begleiter, Malwidas Vater, mit dem sie – trotz unterschiedlicher politischer Ansichten – eng verbunden war. Um die notwendigen Formalitäten zu erledigen, hielt sich Malwida von Meysenbug den Winter 1847/48 in Frankfurt/M auf.

1848, was für eine Zeit. Europa war in Aufruhr, die Pariser Revolution vom Februar 1848 stürzte die Monarchie in Frankreich, die Republik wurde ausgerufen. Malwida von Meysenbug war außer sich vor Freude und fand sich wiederum im krassen Widerspruch zu ihrer Familie, sie schreibt: „*Die Nachrichten von der Pariser Revolution am 24. Februar waren angekommen! Mein Herz klopfte vor Freude. Die Monarchie gestürzt, die Republik erklärt, ein provisorisches Gouvernement, das einen berühmten Dichter und einen einfachen Arbeiter zu Mitgliedern zählte – es schien ein himmlischer Traum*

und war doch Wirklichkeit. [...] Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! standen wieder auf der Fahne der Bewegung.

Welche Todesqual, mein Glück nicht zeigen zu dürfen, meine Erregung in mein Herz verschließen zu müssen [...] Der elektrische Strom verbreitete sich bald in allen Richtungen. Deutschland, das so fest eingeschlafen schien, erbebte wie von einem unterirdischen Feuer. Die Nachrichten von Wien und Berlin folgten sich rasch. Der Fürst der politischen Finsternis, Metternich, war entflohn! Die Grundlagen des Despotismus schienen überall zu wanken. Die Stütze des Absolutismus, die Militärmacht, schien unvermögend vor der Begeisterung der Völker, die für ihre Rechte aufstanden.“¹⁶

Wie schnell die reaktionären Kräfte zurückschlagen konnten, ahnte sie zu der Zeit nicht. Sie war im Gegenteil voller Optimismus.

Sie war in der Frankfurter Paulskirche, als Ende März 1848 die demokratischen Männer des Vorparlaments, von vielen Menschen begeistert gefeiert, dort einzogen.

Umso schmerzhafter empfand sie die Rückkehr in das kleine Detmold, gemeinsam mit ihrer Mutter und den Schwestern. Nach dem Tod des Vaters mussten sie sich finanziell einschränken. Frankfurt jetzt verlassen zu müssen, war ihr *„wie ein Todesurteil“*. Sie erkannte, dass sie als Frau nicht wirklich unabhängig sein konnte, wenn sie es nicht auch ökonomisch war!

Es wurden jetzt Vereinigungen der Demokraten gegründet, in denen Männer und Frauen sich gemeinsam mit den wichtigen Fragen der revolutionären Zeit befassten und wo die Bedeutung der sozialen Frage, der Kampf gegen die sozialen Ungerechtigkeiten, immer wichtiger wurde. Sie selbst befasste sich intensiv mit dem Studium verschiedener sozialer Systeme. Sie erkannte aber auch die Bedeutung einer Vernetzung mit Gleichgesinnten, um eine demokratische, gerechtere Entwicklung voranzutreiben. Auch in späteren Jahren war ihr der Austausch mit Gleichgesinnten immer sehr wichtig, ihr umfangreicher Briefwechsel zeugt, wie bereits gesagt, davon.

Zu der Zeit geriet sie in eine tiefe persönliche Krise, als ihre große Liebe Theodor Althaus sie wegen einer verheirateten Frau verließ und dazu noch zu feige war, es ihr selbst zu sagen.

Darüber hinaus wurde ihre konsequente, individuelle Weiterentwicklung sowohl von ihrer Familie als auch von der höfischen Gesellschaft äußerst missbilligt und sie empfand ihre Situation zu Hause als immer unerträglich. Sie bringt in den Memoiren ein für die damalige Zeit anschauliches Beispiel für die Missbilligung durch ihre Familie: *„Man ließ mich absichtlich Bemerkungen wie die folgende hören, die über ein junges Mädchen ge-*

macht wurde: ‚Welch ein liebenswürdiges Geschöpf: sie maß sich gar kein eigenes Urteil an.‘ Man wollte mir zeigen, wie weit man mich vom rechten Wege abgewichen fände. Aber weit davon entfernt, auf jenen Weg zurückzukommen, beschäftigte ich mich im Gegenteil immer mehr mit den Gedanken an die Emanzipation der Frau, Emanzipation von den Vorurteilen, die sie bisher gefesselt hielten, zur ungehemmten Entwicklung ihrer Fähigkeiten und zur freien Ausübung der Vernunft, wie sie dem Manne seit lange gestattet sind. Trotzdem ich in so engen Verhältnissen lebte, so hörte ich doch von mehr als einer weiblichen Individualität, die vom regenerierenden Hauch, der die Welt durchweht hatte, erwacht war und sich von der dreifachen Tyrannei des Dogmas, der Konvention und der Familie befreien wollte, um nach ihren Überzeugungen und durch ihre eignen Anstrengungen zu leben.“¹⁷

Die Radikalität ihres Denkens musste Malwida von Meysenbug aus ihrem familiären Umfeld hinausführen. Was konnte sie tun, was sollte sie machen? Konflikte waren vorprogrammiert.

Sie wehrte sich vehement gegen die übliche Bevormundung der Frauen, gegen die vielen Verbote. Entschlossen stemmt sie sich dem entgegen. „[...] und ich sagte mir, dass ich mich selbst nicht mehr würde achten können, wenn ich nicht den Mut hätte, alles zu verlassen, um meine Überzeugungen durch die Tat zu rechtfertigen. Als mein Entschluß gereift war, dachte ich nur noch an die Ausführung. Ich sah nur ein Mittel vor mir: nach Amerika zu gehen – auf eine junge Erde, wo die Arbeit keine Schmach war wie in Europa, sondern ein Ehrentitel, durch den der Mensch seine Rechte in der Gesellschaft beurkundet.“¹⁸

Nach Amerika gehen, sich von allem lösen, neu anfangen in bisher nicht gekannter Freiheit. Sie setzte sich mit dem von ihr sehr geschätzten Julius Fröbel, einem „Demokraten der Revolution“, der bereits nach Amerika ausgewandert war, in Verbindung. Er ermutigte sie, nach Amerika zu kommen. Einerseits war Malwida von Meysenbug fest entschlossen, nach Amerika auszuwandern, andererseits wollte sie es nicht zum totalen Bruch mit ihrer Mutter kommen lassen. So kam ihr sehr gelegen, dass sie um diese Zeit von der Gründung der „Hochschule für das weibliche Geschlecht“ in Hamburg hörte. Dies konnte für sie die Lösung sein: Zuerst an diese Hochschule und dann nach Amerika zu gehen.

Dieses Kapitel überschreibt sie in ihren Memoiren mit dem vielsagenden Titel „Ein neues Leben“.

Die *Hochschule für das weibliche Geschlecht* war einzigartig in Deutschland. Malwida von Meysenbug hielt sich von Mai 1850 bis April 1852 dort auf, zuerst als Lernende, Studierende. Bald aber gehörte sie dem Lehrkörper an mit organisatorischen und pädagogischen Aufgaben.

Einzigartig war das Konzept einer systematischen Bildung für alle, d. h. Frauen sollten die gleichen Bildungsmöglichkeiten wie Männer erhalten und es sollte nicht gebunden sein an bestimmte Schichten. Bildung galt auch für Malwida von Meysenbug als das zentrale Mittel, um wahre Freiheit zu erreichen. Es reichte eben nicht, gleiche Rechte für Frauen durchzusetzen, sondern sie müssten auch in der Lage sein, davon Gebrauch machen zu können. Bis dahin war die Schulbildung für Mädchen sehr reduziert auf die Vorbereitung als künftige Ehefrau und Mutter.

Bezeichnenderweise waren unter den Schülerinnen viele sog. Freischülerinnen, denn es sollten alle die Möglichkeit dieser Bildung erhalten, auch wenn sie arm waren. Ein anderer bemerkenswerter Aspekt dieser Hochschule war die Forderung nach systematischer Erziehung und Bildung der Kinder von Anfang an.

Fröbel hatte sein Konzept des Kindergartens zeitgleich mit den politischen und religiösen Bewegungen entwickelt. Dazu gehörte die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den alten Dogmen und die Entwicklung neuer Ideen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, im Staat, in der Gesellschaft und in der Familie.

Konsequenterweise wurden auch die erstarrten Inhalte und Formen der Kirche abgelehnt. Malwida von Meysenbug betont in ihren Memoiren, dass die Gleichheit im Reiche Gottes bis dahin ja immer noch eine Lüge gewesen sei, dass in der Kirche, wo man den Vater aller Menschen verehere, z. B. die reichen Kinder auf vornehmeren Sitzen saßen, während die armen Kinder, die Aschenbrödel, sich in ihren Lumpen in die Ecke drängen mussten und oft mit Angst das Gebet murmelten „*Unser täglich Brot gib uns heute*“.¹⁹

Humane Lebensanschauungen als Grundlage für die Aufhebung der geschlechts- und schichtenspezifischen Unterschiede sah sie als ein Ideal der zukünftigen Entwicklung. Sie selbst verließ die protestantische Kirche und wurde Mitglied der freien Gemeinde, die sie als eine demokratisch verfasste Gemeinschaft empfand. Auch dies war ein Bruch mit ihrer Vergangenheit.

Als sie aber ihre Amerikapläne mit anderen, gleich gesinnten Auswanderern in die Tat umsetzen wollte, kam es zum heftigsten Konflikt mit der Mutter und deren alten Ansichten, mit den religiösen und sozialen Vorurteilen. Es war für Malwida unmöglich, gegen den harten Widerspruch ihrer Mutter nach Amerika zu gehen, es war ihr aber auch völlig klar, dass sie nicht mehr zu ihrer Familie zurückkehren würde.

Sie setzte ihre Arbeit an der *Hochschule für das weibliche Geschlecht* fort. Dazu gehörte auch die konkrete Arbeit an der Verbesserung der sozialen

Lage der armen Bevölkerung, wobei das Ziel nicht nur die Linderung der finanziellen Not war, das Almosengeben, sondern immer auch eine Verbesserung der Erziehungs- und Bildungssituation. Bildung für alle sollte kein Schlagwort bleiben.

Malwida von Meysenbug fühlte sich immer stärker mit der arbeitenden Klasse verbunden, mit der sie die Zukunft verband. Eine bloß politische Revolution musste ihrer Meinung nach missglücken, „so lange das Volk Sklave des Kapitals und der Unwissenheit“ bliebe.²⁰

Inzwischen siegte die Reaktion in ganz Deutschland und so blieb auch die *Hochschule für das weibliche Geschlecht* davon nicht verschont. Gerüchte, Verdächtigungen, Anfeindungen, das Ausbleiben finanzieller Unterstützung – all dies führte zum Ende dieses ungewöhnlichen Experiments, das seiner Zeit weit voraus war!

Wie ging es weiter mit Malwida von Meysenbug? Sie besuchte eine Freundin in Berlin, wurde denunziert, es folgten eine Hausdurchsuchung und die Vorladung zur Polizei. Dort erhielt sie den deutlichen Hinweis, dass sie keine Aufenthaltskarte für Berlin bekommen würde und die Stadt besser verlasse, eine drohende Untersuchungshaft war nicht auszuschließen. Mit Hilfe von Freunden floh sie aus Berlin nach Hamburg und von dort mit dem Schiff nach England, direkt nach London, dies war im Mai 1852.

Waren ihre Vorfahren väterlicherseits als Hugenotten aus religiösen Gründen nach Kassel geflohen, so floh Malwida von Meysenbug aus politischen Gründen nach London. Unter anderem wurde sie wegen revolutionärer Umtriebe steckbrieflich von der sächsischen Polizei gesucht. In London war sie ein Flüchtling. Wie ging sie damit um?

Sie war fremd dort, sie war eine alleinstehende Frau, sie hatte finanzielle Probleme. Und sie war konfrontiert mit der konkreten Umsetzung ihres eigenen Anspruchs der ökonomischen Unabhängigkeit. Sie musste arbeiten, sie wollte arbeiten und sie machte sich kaum Illusionen über die damit verbundenen Schwierigkeiten.

Stunden geben, Übersetzungen – sie beherrschte mehrere Sprachen –, schreiben wollen – diese Versuche startete sie unter sehr ärmlichen Lebensumständen. In den Memoiren beschreibt sie diese äußere Armut, aber nicht larmoyant. Wichtiger als materieller Besitz waren ihr neue geistige und politische Kontakte. Ihre Offenheit, ihre Neugier und ihre Fähigkeit, sich ohne Vorurteile auf Neues, auf Fremdes einzulassen, halfen ihr dabei.

Als sie in London ankam, kannte sie nur Johanna und Gottfried Kinkel, die hier als politische Flüchtlinge lebten. Durch sie lernte Malwida von Meysenbug den russischen Revolutionär Alexander Herzen kennen, der in

London ein gastfreundliches Haus führte, in dem viele politische Flüchtlinge verkehrten.

Und dank ihrer Fähigkeit, Bekanntschaften und Freundschaften mit den unterschiedlichsten Menschen zu schließen, erwarb sie sich bald ein Netz von Verbindungen, durch die sie sich die für die so notwendigen geistigen Anregungen und Diskussionsmöglichkeiten schaffen konnte. Ich möchte behaupten, dass diese menschlichen Verbindungen für Malwida von Meysenbug wichtiger waren als die Frage nach dem Land, in dem sie lebte. Das Gleiche gilt für die Frage der Nationalität.

London war Mitte des 19. Jahrhunderts das Zentrum vieler politischer Emigranten aus aller Welt, aus Deutschland, Russland, Italien, Frankreich, Polen, Ungarn usw. Malwida von Meysenbug lernte im Laufe der Jahre viele führende, politisch Verfolgte aus den verschiedensten Ländern kennen, z.B. Giuseppe Mazzini, Garibaldi, Graf Orsini, Stanislaw Worcell, Ference Pulszky, Ferdinand Freiligrath, Carl Schurz, der später Innenminister in den USA wurde.

1853 wurde Malwida von Meysenbug Erzieherin bei den Töchtern Olga und Natalie von Alexander Herzen. Sie legte großen Wert darauf, ihre Stellung nicht als übliche Gouvernantenstelle anzusehen und sicherte dies durch eine Vereinbarung mit Alexander Herzen. Sie betrachtete es als den Eintritt „in die Familie der freien Wahl“, zu dem für sie auch das geistige Element, der Austausch gehörte.²¹ Durch Alexander Herzen konnte sie nun auch die russische Literatur kennenlernen, für die sie sich sehr interessierte. Sie nahm aber auch selbst Russischunterricht, um ein wichtiges Werk Alexander Herzens ins Englische übersetzen zu können.

Austausch, Vermitteln, Brücken bauen, das sind Stichwörter, die für Malwida von Meysenbugs ganzes Leben gelten. Es gab aber auch Schwierigkeiten und Konflikte, die letztlich dazu führten, dass Malwida von Meysenbug das Haus Alexander Herzens verließ. Olga Herzen wurde später ihre Pflegetochter, die sie auf Reisen mitnahm und mit der sie bis zu ihrem Tod auf das Innigste verbunden war. Diese Verbundenheit blieb auch nach Olgas Heirat mit dem französischen Historiker Gabriel Monod, den ich eingangs bereits erwähnt hatte, bestehen.

Malwida von Meysenbug reiste viel in europäischen Ländern, sie verstand sich selbst als Europäerin. Zwei Beispiele für das Beziehungsgeflecht, das sie sich aufbaute und das meistens auch ein Leben lang hielt: In Paris lernte sie u. a. Richard Wagner kennen, später verband sie eine enge Freundschaft miteinander, sie liebte seine Musik. Sie war Trauzeugin bei der Hochzeit von Richard Wagner und seiner zweiten Frau Cosima. Richard Wagner hatte sie oft eingeladen, ganz zu ihnen zu ziehen, aber Malwida von Meysenbug vertrug das raue Klima nicht, sie wollte in den Süden. 1872

war die Grundsteinlegung für das Festspielhaus, das Wagner in Bayreuth errichten wollte, zu der Malwida wiederum als Gast eingeladen war. Dabei lernte sie Friedrich Nietzsche kennen.

Friedrich Nietzsche, mit dem sie einige Jahre später, vom Herbst 1876 bis zum Frühjahr 1877 in Italien, genauer in Sorrent, ein halbes Jahr in einer Wohn- und Arbeitsgemeinschaft lebte, gemeinsam mit dem Philosophen Paul Rée und Nietzsches Studenten Albert Brenner. Das war ungewöhnlich für die damalige Zeit, aber typisch für Malwida von Meysenbug, die die Idee dazu hatte. Sie hoffte auch, dass der warme Süden für Nietzsches Gesundheit gut sein könnte. Die vier WG-Mitglieder nahmen sich die Zeit für jeweils eigene Studien, fürs Schreiben, für den Austausch und für die abendliche gemeinsame Lektüre. Für alle war es eine produktive Zeit. Sie selbst war mit 60 Jahren die Älteste in dieser Wohngemeinschaft.

Nach vielen Reisen hatte sie sich 1874 endgültig in Rom niedergelassen und dort auch wieder Zugang zu den intellektuellen und künstlerischen Kreisen gefunden. Sie beschreibt den Zauber, den Rom auf sie ausübte:

„So wählte ich Rom zum letzten Asyl.

Schon 10 Jahre früher (in den Jahren 1863, 64 und 65) hatte ich drei Winter in Rom zugebracht mit den zwei mir anvertrauten Töchtern Alexander Herzens. Es war noch die Zeit der päpstlichen Herrschaft, unter Pio IX., und während das übrige Italien sich bereits zu einem einigen geschlossenen Staat zusammenfügte, herrschte hier noch das Mittelalter in den Zuständen, aber daneben auch noch der Zauber der lebendigen Überlieferung großer Vergangenenheiten, welcher die Seele mit Stimmungen erfüllte, so voll von Poesie, von Glorie der Vorzeit, von schönheitsseligen Entzückungen – wie keine andere moderne Stadt sie hervorrufen konnte. Auch das gesellige Leben hatte noch nicht das Touristenhafte, welches es jetzt hat. [...] Wie schon gesagt, damals war Rom noch nicht die Stadt der bloßen Touristen, die auf wenige Wochen oder wohl gar Tage kommen und meinen, sie kennen Rom. [...]

Ich kam also nach Rom zurück, welches ich mir zur letzten Heimat erkorren.²²

Ihre Wohnung in Rom, sie wohnte in der zweiten Etage eines Mietshauses, am Rande der Stadt, aber mit einem traumhaften Ausblick auf das Colosseum und die weite Landschaft, diese Wohnung war bis zu ihrem Lebensende eine Anlaufstelle, ein Treffpunkt für alle Ratsuchenden, für alle, die sich mit ihr austauschen wollten, ob Männer oder Frauen, ob jung oder alt und egal, aus welchem Land sie kamen. Ich mache gar nicht erst den Versuch, berühmte Namen aufzuzählen, es sind zu viele, die ich erwähnen müsste.

Vielleicht können wir das von ihr lernen: Den Menschen zu sehen, unabhängig von seinem Aussehen, vom Alter oder von der Herkunft.

Ich schließe mit der Aussage einer ihrer Freundinnen: „*Ich möchte bei deinem Ende gegenwärtig sein. Du hast das denkbar menschlichste Leben gelebt; dein Tod wird deinem Leben ähnlich sein!*“²³

Malwida von Meysenbug starb am 26. April 1903 in Rom. Ihr Grab befindet sich auf dem Protestantischen Friedhof bei der Cestius-Pyramide in Rom, neben dem Grab von Goethes Sohn, August Goethe.

¹ Für die schriftliche Form leicht überarbeiteter Vortrag, gehalten am 12. Juni 2010 auf dem 47. Deutschen Hugenottentag in der Karlskirche Kassel.

² Zum Jahreswechsel 1939/1940 wurde die „Malwida von Meysenbug-Schule“ umbenannt in „Heinrich-Schütz-Schule“. Für die Nationalsozialisten war ihr Name nicht mehr tragbar.

Alle Versuche in der Nachkriegszeit, die Schule wieder nach Malwida von Meysenbug zu benennen, wurden vehement abgelehnt.

³ Nachruf von G. MONOD in: Malwida von Meysenbug: Memoiren einer Idealistin, Schuster & Loeffler, Berlin – Leipzig 1903, Bd. 1: XXI.

⁴ Ellen KEY, in: „Die Zeit“, Wien, am 8. März 1902, S. 152.

⁵ A.a.O., S. 153.

⁶ Vgl. Anm. 3; 3 Bände: Memoiren einer Idealistin; sowie: Lebensabend einer Idealistin.

⁷ Malwida von MEYSENBURG: Gesammelte Werke, hrsg. von Berta Schleicher, DVA, Stuttgart – Berlin– Leipzig 1922, Bd. 3: Gestalten, S. 46f.

⁸ Malwida von MEYSENBURG: Memoiren einer Idealistin. Bd. 1, S. 11f.

⁹ A.a.O., S. 27.

¹⁰ A.a.O., S. 35.

¹¹ A.a.O., S. 119f.

¹² A.a.O., S. 123.

¹³ A.a.O., S. 121.

¹⁴ A.a.O., S. 200.

¹⁵ A.a.O., S. 184.

¹⁶ A.a.O., S. 220f.

¹⁷ A.a.O., S. 268f.

¹⁸ A.a.O., S. 288f.

¹⁹ A.a.O., S. 305f.

²⁰ A.a.O., S. 364.

²¹ Kapitelüberschrift: „Die Familie der freien Wahl“, Bd. 2, S. 183.

²² Malwida von MEYSENBURG: Lebensabend einer Idealistin, in: Gesammelte Werke, hrsg. von Berta Schleicher, Stuttgart-Berlin-Leipzig 1922, Bd. 2, S. 209-211

²³ Malwida von MEYSENBURG: Memoiren einer Idealistin. Bd. 1/V: Nachruf von G. MONOD.

Die Aufnahme der Hugenotten in Deutschland Radierung von Johann Georg Penzel

von Jochen Desel

Die bisher selbst Fachleuten kaum bekannte Radierung des Leipziger Kupferstechers Johann Georg Penzel (1754-1809) befindet sich als 6. Blatt einer Folge von zwölf Illustrationen in dem 1798 in Braunschweig erschienenen *Historisch-genealogischen Taschenkalender*. In diesem kleinformatigen Almanach schildert ein unbekannter Verfasser (vermutlich handelt es sich um Friedrich Christian Schlenkert) die Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Revolution, von der durch Martin Luther „*veranlassten Kirchenverbesserung*“ bis zur „*kritischen Philosophie der Aufklärung*“. Es ist bemerkenswert, dass die Aufnahme der Hugenotten bewusst in den Kontext einer „*Geschichte der Deutschen in einem fortlaufenden Geschichtsgemälde*“ als eine wichtige Station der nationalen Historie aufgenommen wurde.

Schon das Erscheinungsjahr des Braunschweiger Taschenkalenders macht deutlich, dass Inhalt und Illustrationen des hübsch gestalteten Bändchens vor dem Hintergrund der Französischen Revolution zu verstehen sind, die aus deutscher Sicht durchaus kritisch betrachtet wird. So sind auch die beiden Radierungen zu verstehen, die sich eher negativ mit dem französischen König Ludwig XIV. beschäftigen. Ausdrücklich heißt es in der Bildunterschrift zur Aufnahme der Hugenotten, dass sie von ihrem König verfolgt wurden.

Die folgende Radierung im Almanach von 1798 verstärkt die negative Sicht auf den französischen Nachbarn: „*Der König von Frankreich Ludwig XIV. lässt deutsche Länder verheeren. 1689*“. Hier wird ein Bild des „Sonnenkönigs“ gezeichnet, der die Pfalz verwüstete, nachdem er die Hugenotten aus ihrer Heimat vertrieben hatte.

Nun zu der ikonographischen Wertung des Hugenottenbildes von Penzel:

Mit der Darstellung „*Deutschland nimt die von ihrem Könige verfolgten Franzosen auf, 1685*“ hat sich der Chodowiecki-Schüler an eine Thematik gewagt, die vor ihm schon vielfache Behandlung fand.*

* Siehe Barbara DÖLEMEYER: <PRENDRE SOUS NOTRE PROTECTION> Die Aufnahme der Glaubensflüchtlinge in künstlerischen Darstellungen, in: *Zuwanderungsland Deutschland – Die Hugenotten*, Ausstellungskatalog des Deutschen historischen Museums, hrsg. von Sabine Beneke und Hans Ottomeyer. Berlin 2006, S. 173-179.



F. Knecht del. a. J. 1791.
*Deutschland nimt die von ihrem Könige verfolgten
Franzosen auf, 1685.*

Die kleine Radierung ist vor allem inhaltlich interessant, weil der Leipziger Künstler sich nicht nach den herkömmlichen Gestaltungsmustern richtete. Bei seiner Darstellung fehlt der deutsche Fürst, in der Regel Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst, der die ankommenden Flüchtlinge begrüßt und in seinem Land willkommen heißt. Bei Penzel fehlen auch die der Flüchtlingsgruppe voranziehenden repräsentativen französisch-reformierten Geistlichen. In der bildnerischen Konzeption ist jetzt alles anonym, egalitärer geworden, ganz dem Zeitalter der Französischen Revolution entsprechend. Das deutsche Aufnahmeland wird weder durch Fürsten noch durch andere Respektpersonen symbolisiert. Lediglich ein offenes Tor in einer geographisch nicht näher gekennzeichneten befestigten Stadtanlage steht für die neue Heimat, wo *„die Franzosen von ihren Glaubensgenossen liebevoll aufgenommen und nützliche Bürger wurden“*. So sagt es die in dem Braunschweiger Almanach enthaltene Bildbeschreibung. Die deutschen Religionsfreunde sind im Bild jedoch nicht zu sehen. Von Ludwig XIV. wird historisch korrekt ausgeführt, dass er die Hugenotten in seinem Königreich zur Flucht drängte, weil er *„1680 bis 1685 beschäftigt [war], Millionen seiner Unterthanen zu quälen, um ihnen ihre Religion zu rauben“*. Auch davon zeigt die Penzel-Radierung jedoch nichts.

Der Betrachter sieht lediglich eine dicht gedrängte Menschengruppe, die einem offenen Stadttor entgegengeht. Die ersten Glaubensflüchtlinge haben ihr Ziel schon erreicht. Im Vordergrund liegt ein entkräfteter Flüchtling, der von einem Gefährten gestützt und von zwei mitfühlenden Frauen mit einem Becher mit Wasser versorgt wird. Daneben wird ein Kind von der sitzenden Mutter getröstet, die ihren schweren Reisekorb abgestellt, aber nicht abgenommen hat. Eine andere Frau ruht sich, vom Betrachter abgewendet, von der anstrengenden Reise aus. Das alles hat Penzel korrekt, aber mit wenig Bewegung „ins Bild“ gesetzt.

Es bleibt noch anzufügen, dass – wie schon erwähnt – auf Blatt 7 der Einfall der Franzosen 1689 in der Pfalz dargestellt wird mit brennenden Häusern im Hintergrund, vor denen der erfolglose Widerstand der deutschen Verteidiger gegen die Eindringlinge gezeigt wird. Die militärische Expansionspolitik der Franzosen im Pfälzischen Erbfolgekrieg hatte u. a. die (Weiter-)Flucht zahlreicher Hugenotten aus der Pfalz nach Brandenburg zur Folge.

Auf Blatt 9 der Illustrationsreihe des Kalenders folgt noch eine Darstellung der Vertreibung von 30.000 Protestanten aus ihrer Heimat durch den Salzburger Erzbischof Leopold Anton von Firmian im Jahr 1730. Diese aus dem heutigen Österreich stammenden Flüchtlinge fanden zum größten Teil in Ostpreußen eine neue Heimat.

So hat der Braunschweiger Almanach von 1798 immerhin ein Viertel seiner zwölf Illustrationen zur deutschen Geschichte der Migrationsproblematik gewidmet, die heute in anderer Weise wieder aktuell ist.

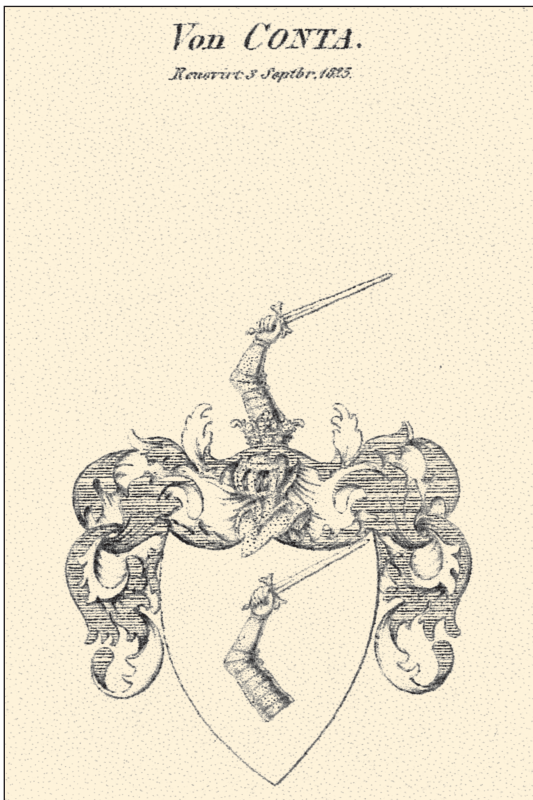
„Die Contas sind alle ein bißchen leicht; ich will doch mit Goethen sprechen, was er meint!“¹

von Melitta Rheinheimer

Leider ist uns nicht überliefert, ob dieses „Gespräch unter Männern“ tatsächlich stattgefunden hat, was ihm vorausgegangen ist und ob hier etwa auf den hugenottischen bzw. französischen Ursprung der Familie Conta

angespielt werden soll, der eine solche moralische „Leicht[fert]igkeit“ rechtfertigen könnte. Wenn ja, dann ist es paradoxerweise gerade dieser Ursprung, der der Forschung zur Familie Conta heute wie vor 200 Jahren so viele Rätsel aufgibt. Im Folgenden sollen jetzt noch einmal deren Ergebnisse, aber auch deren Grenzen vorgestellt werden – in der Hoffnung, dass sich bei einigen Lesern in ihrer Familienbiographie eventuell erhellende Parallelen finden könnten. Um Mitteilung wird freundlich gebeten!

Ausgehend von den von Carl Friedrich Anton von Conta niedergeschriebenen Familientraditionen und seinen diesbezüglichen Fragestellungen (I.), gibt die Verfasserin einen Überblick



über die bisherigen Forschungen (II.) und wagt dann als vorläufiges Fazit den Versuch einer Familiengeschichte (III.), die eingebunden wird in den historischen Kontext.

I. Familientraditionen

„Mein Ur-ur-großvater, der aus einer guten adlichen Familie entsproßen, im 30jährigen Krieg als Offizier in der französischen Armee diente, mußte als Protestant, der Religionsverfolgungen wegen, seinen Wohnort und seine beträchtlichen Güter in Frankreich mit seiner Familie verlassen. Er ließ sich zuerst (wahrscheinlich nach der Aufhebung des Edikts von Nantes) mit seiner Frau und einzigem Sohn in Maastricht nieder, wo die Familie in Verborgenheit und großem Mangel lebte, bis der Sohn, mein Urgroßvater, der eine gute Erziehung in ritterlichen Künsten, Fechten, Reiten, Tanzen und in Musik erhalten hatte, seine Eltern durch ertheilten Unterricht in diesen Künsten unterstützen konnte. Dieser heirathete in Maastricht und zeugte eine Menge Kinder, worunter 7 Söhne, welche in der Folge, als die Familie Conta auch in Maastricht der Verfolgung nicht entgehen konnte, in der Welt zerstreut wurden. Fünfe deren sind späterhin katholisch geworden; einer von diesen ist in Würzburg als Canonicus gestorben, ein anderer ist nach Frankreich zurückgekehrt, um einen Versuch zu machen, als Katholik zum Besitz eines Theils seines grosväterlichen Vermögens zu erlangen. Mit welchem Erfolg dies geschehen ist unbekannt; nur weiß ich von einem gewissen Chevalier de Courtade [?], ehemaligen Pagengouverneur unter Ludwig dem XV. oder XVI., daß er, ein sehr alter Mann, in seiner Jugend mit einem Grafen Conta in der Armee gedient habe. Von den in Deutschland gebliebenen katholisch gewordenen scheint ein im Oesterreichischen Generalstab jezt angestellter Hauptmann Conta abzustammen, der im Oktober 1817 hier durch gekommen, und von welchem bey den Pol. Acten eine Quittung befindlich ist.

Einer von den 2 protestantisch gebliebenen Brüdern war mein Grosvater, der dem letzten Herzog von Saalfeld als Stallmeister gedient hat.

In den Maastrichter Kirchenbüchern und in dem Archiv des dortigen Magistrats dürften sich vielleicht Nachrichten finden

1) aus welcher Provinz Frankreichs mein Urgroßvater gekommen, wo er seine Güter besessen, oder wenigstens in welchem Orte er sich zuletzt vor seiner Ankunft in Maastricht aufgehalten?

2) Wie er mit seinen Vornamen geheißten.

3) Ob er selbst, der 99 Jahr alt geworden, in Maastricht verstorben? was Ende des 17ten oder Anfang des 18ten Jahrhunderts geschehen seyn müßte.

4) Müßen sich Nachrichten über die Verehelichung dessen Sohnes und über die Geburt der Kinder des letzteren in den Kirchenbüchern finden.“ Carl Friedrich Anton von Conta (Fam. Arch. Rh., Urkd. 1, 86r-87r)

„[...] Über die Geschichte der Conta'schen Familie ist aus übereinstimmenden, durch Beweise unterstützte Traditionen von Vater auf Sohn folgendes bekannt: Die Familie stammt ursprünglich aus Italien u. wahrscheinlich aus dem Mailändischen, da Nobili Conta in dem Heere des Lodovico [?] Sforza gedient haben sollen. Später befand sich die Familie im südwestlichen Frankreich mit ansehnlichen Gütern angesessen [...].“ Carl Alfred von Conta (Fam. Arch. Rh., Personenmappe „C.F.A.v.C.“)

„[...] Übrigens habe ich nur so viel als Tradition erzählt erfahren können, daß die verstorbene Frau Pfarrer Laubin von Langenschade einst erzählt habe, die Familie Conta sei von Culmbach aus nach Saalfeld, Gräfenenthal, Coburg und Rudolstadt gezogen [...]. [...] nur eine dunkle Sage läßt von Culmbach aus die Familie Conta an die Höfe zu Saalfeld, Coburg und Rudolstadt einwandern [...].“ M. Wilhelm Zettel, Auszüge aus Briefen an Carl Friedrich Anton von Conta (Fam. Arch. Rh., Urkd. 1, 74v, 75v)

II. Forschungsüberblick

Um die Forschungen zur Familiengeschichte haben sich insbesondere Carl Friedrich Anton von Conta (1778-1850) und sein Enkel Christian Eduard Eugen Walther von Conta (1867-1928) verdient gemacht. Ihre Biographien weisen erstaunliche Ähnlichkeiten auf. Beide sind Juristen im höheren Staatsdienst und haben ihrem Migrationshintergrund geschuldete wissenschaftliche Interessen. So hat Carl Friedrich Anton von Conta in Paris an der *Ecole Polytechnique* Vorlesungen bei J. N. L. Durand gehört und im Rückgriff darauf die *Grundlinien der bürgerlichen Baukunst*, ein architektonisches Schulbuch für deutsche Bau- und Werkschulen, verfasst, während Christian Eduard Eugen Walther von Conta an „Ausweisungspraxis“ und „Fremdenrecht“ interessiert ist.² Weiterhin besitzen beide eine ausgesprochen musische Begabung (Klavier, Gitarre und Gesang werden dem Ersteren zugeschrieben, Cello dem Letzteren) und versuchen sich auch literarisch. Und nicht nur, dass sie an der Geschichte ihrer Vorfahren interessiert sind, sie führen selbst ein sehr lebendiges Familienleben und beziehen in Leben und Genealogie großzügig auch die umfangreiche Verwandtschaft ihrer Ehefrauen mit ein. Sie haben die Grundlagen für das heutige Familienarchiv gelegt.

Ausgangspunkt ihrer jeweiligen Recherchen sind die lange Zeit nur mündlich weitergegebenen obigen Familientraditionen, die Carl Friedrich Anton von Conta im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts in mehreren, fast identischen Versionen schriftlich fixiert hat. Auf deren Realitätsgehalt vertrauen

sie, wovon auch ihre größtenteils erhaltene, umfangreiche Korrespondenz Zeugnis ablegt. Es gelingt ihnen dadurch, die Nachkommen Estienne Contan(t)s, des ersten im Refuge nachgewiesenen Vorfahren, weitgehend zu erfassen; darunter vier seiner Söhne, und bei diesen zwischen einem sächsisch-protestantischen und einem fränkisch-katholischen Zweig zu differenzieren.³ Ihre Forschungen zum Ursprungsland der Familie (Frankreich?, Italien?), punktuell von Carl Friedrich Anton von Conta, systematisch und lebenslang von Christian Eduard Eugen Walther von Conta, verlaufen dagegen im Sande. Zu erwähnen sind hier besonders die ergebnislosen Versuche des Ersteren, den angeblich konvertierten und nach Frankreich zurückgekehrten Sohn Estienne Contan(t)s ausfindig zu machen, und die des Letzteren, die noble italienisch/französische Herkunft über genealogisch/heraldische Zusammenhänge des europäischen Adels und umfangreiche Personenrecherchen im Südwesten Frankreichs nachzuweisen. Auch die Einbeziehung des in den Familientraditionen so fokussierten Maastricht als Fluchtstation ist unergiebig geblieben, was jüngste Recherchen nur bestätigen können.⁴

Diese unbefriedigenden Ergebnisse beruhen meines Erachtens auf der historisch bedingten phonetischen Schreibung des Familiennamens (hier z. B. Conda, Conta, Contan, Contant), auf der auch aktuell noch unbefriedigenden Quellenlage und nicht zuletzt auf der fast exemplarisch erzählten Fassung der Familientraditionen, die zeit-, raum- und namenlos geworden sind. Das könnte auf eine Periode längerer mündlicher Tradierung und auf eine Verblässung des familiären Gedächtnisses hindeuten, ein Phänomen, das sich Ende des 18. Jahrhunderts auch bei anderen hugenottischen Einwandererfamilien beobachten lässt.⁵

III. Versuch einer Familiengeschichte

Die adlige Familie Contan(t) stammt aus einer namentlich unbekanntem Provinz Frankreichs, möglicherweise im Süden gelegen, der einstigen Hochburg der Hugenotten. Ob sie dorthin aus Italien, vielleicht im Gefolge von Katharina oder Maria von Medici, gekommen ist, kann nur spekuliert werden. Sie bekennt sich zum protestantischen (reformierten) Glauben und muss im 17. Jahrhundert aufgrund der Religionsverfolgungen ihre Heimat verlassen – möglicherweise schon vor dem Revokationsedikt von Nantes (1685). Unbekannt ist, welche Berufe die männlichen Mitglieder der Familie vor der Flucht ausgeübt haben (z. B. Grundeigentümer, Militär) und auch, ob eventuell in der französisch-schwedischen Periode des Dreißigjährigen Krieges (1635-1648) Dienst in der französischen Armee geleistet worden ist. Offen ist auch, wie viele Familienangehörige sich auf die Flucht begeben, welches ihr Fluchtweg ist, über welche Stationen er verläuft und wel-

chen Zeitraum er umfasst. Möglicherweise haben aber die Städte Maastricht und Kulmbach dabei eine Rolle gespielt, erstere vielleicht sogar als längere Interimstation. Die wechselvolle Stadtgeschichte von Maastricht im 17. Jahrhundert umfasst nämlich sowohl eine Periode der relativen Gleichberechtigung von Katholiken und Protestanten („Kondominium“ ab 1632) als auch eine solche der erneuten Bedrohung der Protestanten durch Ludwig XIV. (1673-1678) – also durchaus Gründe zum Bleiben, aber auch zu erneutem Aufbruch für eine hugenottische Familie! Auch die Stadt Kulmbach entbehrt nicht einer gewissen historischen Realität, denkt man an das Interesse von Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth an hugenottischen Offizieren und an seine am 26. November 1685 verkündeten Aufnahmeprivilegien, die ab 1686 mehr als 1000 Réfugiés anziehen.⁶ Sehr viele bleiben für immer, nachdem 1697 der Frieden von Rijswijk jedwede Hoffnung auf eine Rückkehr nach Frankreich zerschlagen hat. Es ist also nicht auszuschließen, dass auch die Familie Contan(t) nach Kulmbach kommt und von dort aus in mehrere thüringische Residenzstädte einwandert.⁷

Während im Ursprungsland und auf dem Fluchtweg bisher keine Quellen nachweise für die Contan(t)s gefunden werden können, gibt es erste Spuren im Refuge gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Thüringen. So können 1698 in Saalfeld ein „*dominus a Conda*“ und seine unverheiratete Tochter „*Maria Condin*“, 1700 in Rudolstadt „*Estienne Contan(t)*“ und vor 1710 in Greiz sein ältester Sohn „*Georg Christoph Conta(n)*“ nachgewiesen werden.⁸ Sehr nahe liegt hier die Annahme, dass die Entscheidung für diese Städte bewusst getroffen wird im Hinblick auf den familiären Hintergrund (noble französische Herkunft!). Diese ist nämlich im Refuge Kapital und äußerst gefragt in deutschen Provinzresidenzen, für die die Hofkultur von Versailles vorbildhaft ist. Vielleicht trägt zu dieser Entscheidung auch noch die Hoffnung bei, dass eventuell im Schutz der lutherischen Höfe für ihren reformierten Glauben ebenfalls ein gewisser Freiraum bestünde.⁹

Die Contan(t)s der ersten Einwanderergenerationen bringen sich ein als „Exercitienmeister“, „Tanzmeister“, „Hof-Musicus“, „Bereiter“, „Stallmeister“, „Adjutant“, „Mundkoch“. Sie machen aus ihrer „noblen“ Herkunft anfänglich auch kein Hehl, wie der frühe Kirchenbuch-Eintrag des „*dominus a Conda*“ und der Gebrauch des ererbten Wappensiegels („*schwebender, geharnischter Schwertarm*“) zeigen. In der Folge scheint es aber zu einer fast gleichzeitigen Aufgabe des Adels und grundlegender hugenottischer Traditionen zu kommen. Es finden sich keine Adelsprädikate (z. B. „a“, „de“) mehr vor dem Familiennamen, und auch dessen französische Schreibung verliert sich fast ausnahmslos im Verlauf der zweiten Generation (es wird nur noch Conta geschrieben und unterzeichnet). Das Gleiche gilt für das Bekenntnis zum französisch-reformierten Glauben, für die Wahl von famili-

är-traditionellen Vornamen und von Paten und Ehepartnern unter Glaubensgenossen und Landsleuten. So werden bereits die Söhne von Estienne Contan(t) auf die deutschen Vornamen Georg Christoph, Albert Anton, Johann Wilhelm und Wilhelm Heinrich lutherisch getauft, bekommen deutsche, hochrangige fürstliche Paten (vgl. die Vornamen!) und heiraten bürgerliche deutsche Frauen; wahrscheinlich auch ein Grund dafür, dass keine Belege für eine familieninterne Beibehaltung der französischen Muttersprache vorhanden sind. Einer der jüngeren Söhne Estiennes, Johann Wilhelm, konvertiert später auch wieder zum katholischen Glauben, und seine katholischen Nachkommen sind eng mit dem Würzburger Domstift verbunden oder Militärs in österreichischen Diensten (z. B. sein Enkel Hauptmann Adalbert Conta). Trotzdem werden die Erinnerungen an die „noble“ Herkunft und der Gebrauch des ererbten Wappens in allen Familienzweigen beibehalten.

Das heißt letztlich als Resümee: Eine erstaunlich schnelle Assimilation im Refuge, die zugleich mit einem Verlust an hugenottischer Identität verbunden ist. Die religiöse Komponente geht dabei verloren, während säkulare Familientraditionen familienintern bewahrt bleiben.

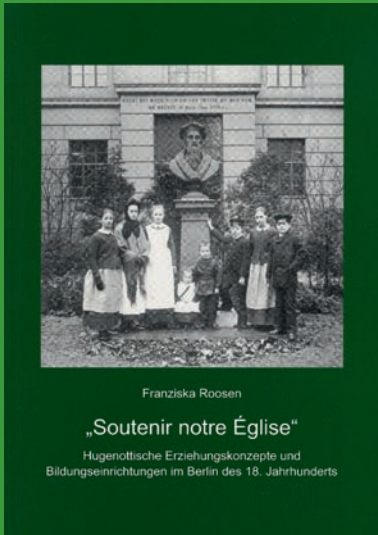
Aus der Assimilation der Einwanderergeneration, die vor allem im Bereich des Kulturtransfers (Vermittlung nobler Fertigkeiten französischer Adelskultur!) wirkt, entwickelt sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die totale Integration der Familie in die Oberschicht. Sie bekleidet (hohe) staatliche Ämter, heiratet in das Stadtpatriziat und schon vereinzelt in adelige Kreise.¹⁰ Im klassischen Weimar spielt sie dann eine historische Rolle durch die Freundschaft zwischen dem Legationsrat Carl Friedrich Anton von Conta und Goethe. Lebendiges Zeugnis davon legen neben ihrem Briefwechsel und ihren Gesprächen¹¹ die enge Zusammenarbeit bei der Neuordnung der Universität Jena, die gemeinsamen Badeaufenthalte in Karlsbad und Marienbad und der häufige Austausch von wissenschaftlichen Interessen (Mineralogie!) ab. Und in diesem Zusammenhang kann zuletzt noch auf das Regierungsjubiläum des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach am 3. September 1825 verwiesen werden, an dem dieser für Carl Friedrich Anton (von) Conta und dessen Nachkommen den alten Adel in der Form gnadenweiser Anerkennung erneuert (seit 1915 in den *Gothaischen Genealogischen Taschenbüchern des Adels* nachzuschlagen).¹²

Und wie es die Ironie des Schicksals so will, kommen bei der Familie Conta mit dem (erneuerten) Adel auch wieder Beziehungen zu Hugenotten mit religiösen Traditionen ins Spiel. Staatsrat Carl Alfred von Conta, jüngster Sohn von Carl Friedrich Anton von Conta, heiratet am 23. Juli 1861 in Weimar Anna Polte, deren Vorfahren l'Hermet auch die Vorfahren Theodor

Fontanes sind.¹³ „Das ist auch ein weites Feld“, würde dieser jetzt nur kommentieren.

-
- ¹ Zitat des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar nach Klaus W. USEMANN: Entwicklung von Heizungs- und Lüftungstechnik zur Wissenschaft: Hermann Rietschel – Leben und Werk, München [u. a.] 1993, S. 61. – Der Hinweis auf das Zitat wird Angelika Wilhelm (Ringelnatz-Museum Wurzen) verdankt.
 - ² C. F. A. CONTA (Bearb.): Grundlinien der bürgerlichen Baukunst. Nach Herrn Durand, [...] für Teutsche Bau = und Werkschulen, Halle 1806; Walther von CONTA: Die Ausweisung aus dem Deutschen Reich und aus dem Staat und der Gemeinde in Preußen. In systematischer Darstellung für den Gebrauch der Behörden und Privaten, Berlin 1904; Walther von CONTA: 1911 Rezension für das „Juristische Literaturblatt“ [...] zu: Frisch, Hans v.: Das Fremdenrecht, die Staatsrechtliche Stellung der Fremden. Berlin 1910.
 - ³ Die Datenbank „Conta/von Conta“ umfasst aktuell 175 Personen, davon 109 Namensträger, und 50 Ehen.
 - ⁴ Weder in den „Neu-Bürger-Büchern“ noch in den KBB der Wallonischen/Französischen Gemeinde (Hugenottengemeinde) gibt es relevante Hinweise. – Nur in den Kirchenbüchern der Nicolaesparochie findet sich ein auf den ersten Blick interessanter Eintrag zu einem „Stephanus Contant“, der aber nicht für eine Beweisführung der Personengleichheit mit dem Rudolstädter „Estienne Contan(t)“ ausreicht: Am 2. Januar 1663 wird ein „Stephanus , filius de Nicolai Contan(t) et Rosae conj.“ getauft. Nachforschungen zu den betreffenden Paten „Stephanus Posterne“ und „Dcella Maria Ludovica Marin“ führen leider auch nicht weiter. - Der Tod des Vaters N. Contant wird in den Sterberegistern derselben Gemeinde am 11. Juni 1686 vermerkt. Er wird dort als „insignis degadiator“ bezeichnet und „in templo“ beerdigt (Fam. Arch. Rh., Urkd. 1, 18v; Ordner „Archive“/Korrespondenz „Maastricht“).
 - ⁵ Katharina MIDDELL: Hugenotten in Leipzig. Streifzüge durch Alltag und Kultur, Leipzig 1998, S. 23f.
 - ⁶ Sylvia OSTERTAG-HENNIG u. Michael PETERS: „Ist ein Frantzos“. Hugenotten im Dienst des markgräflichen Militärs und im Fränkischen Reichskreis unter Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth 1686-1712, in: Hugenotten 74 (2010), Nr. 2, S. 51-63, hier S. 52.
 - ⁷ Am 22. Dezember 1908 erteilt zwar das protestantische Pfarramt Kulmbach die abschlägige Auskunft, „daß sich in den hiesigen Kirchenbüchern der Jahre 1660-1705 einschließlich ein Eintrag des Namens ‚Conta‘ oder ‚Contant‘ oder ähnlich lautend nicht findet (Fam. Arch. Rh., Urkd. 1, 21ar), diese Aussage konnte jedoch bisher noch nicht überprüft werden. bzw. auch keine weiteren Recherchen angestellt werden.
 - ⁸ Vgl. Kirchenbuch Saalfeld, 1661-1707, S. 403 (Sign. K6/30-2); Fam. Arch. Rh., Urkd. 1, 22r-22v, 26r, 74r, 75v!
 - ⁹ Vgl. Ernst KOCH: Die reformierte Diaspora im ernestinisch-lutherischen Thüringen im 18. und 19. Jh., in: Kurt Lüthi (Hrsg.): Die Schüler Calvins in der Diaspora. Beiträge des 3. Kongresses für Calvin-Forschung in Mittel- und Osteuropa 1988, Wien 1989, S. 100-126.

- ¹⁰ Christian Erdmann Conta (1740-1815), der Vater von C. F .A. v. Conta, ist „Obergeleitsmann“ in Erfurt und heiratet am 24. Juni 1778 in zweiter Ehe Louise Charlotte Ernestine Friederike aus der renommierten Familie „Lentin“; Magdalena Elisabetha Friedericke Conta heiratet am 11. November 1792 Johann Friedrich Carl August von Griesheim (Fam. Arch. Rh., Urkd. 1, 30v; Urkd. 2, 4r).
- ¹¹ Max (Hrsg.) HECKER (Hg.): Goethe und Carl Friedrich v. Conta. Neununddreißig Briefe von Goethe an v. Conta, Fünfzehn Briefe von v. Contas (!) an Goethe, in: Goethe-Jahrbuch 22 (1901), S. 19-70; Bernhard SUPHAN: Goethe's Unterhaltungen mit Carl Friedrich Anton von Conta. Zum 10. November mitgetheilt, in: Deutsche Rundschau CIX (Okt., Nov., Dez. 1901), S. 227-243.
- ¹² Genealog. Handbuch der adeligen Häuser. Adelige Häuser B Band XIII. 1980, S. 40-48.
- ¹³ Vgl. Familien-Archiv Paul-Gerd Rentzel.



Franziska Roosen

**„Soutenir notre Église“
Hugenottische Erziehungskonzepte
und Bildungseinrichtungen
im Berlin des 18. Jahrhunderts.**

388 Seiten mit Abbildungen, 2008
ISBN 978-3-930481-24-8
19,80 Euro

Mit diesem Buch legt die Verfasserin erstmals eine umfassende Analyse des hugenottischen Erziehungssystems im Berlin des 18. Jahrhunderts vor.

Verlag der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft

Hafenplatz 9a in 34385 Bad Karlshafen

Tel 05672-1433 / Fax 05672-925072 / E-mail dhgev@t-online.de

www.hugenotten.de (Webshop)

Buchvorstellungen

Gerhard Fischer: Die Hugenotten in Berlin. Mit einem Geleitwort von Robert Violet, Hentrich & Hentrich Verlag Berlin 2010, 120 S. m. Abb., ISBN 978-3-941450-11-0.



Gerhard Fischer
Die Hugenotten in Berlin

HENTRICH
& HENTRICH

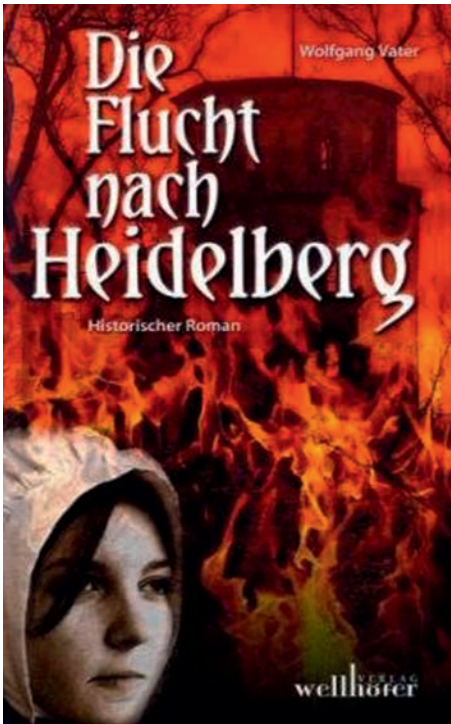
Die 120 Seiten umfassende Ausgabe fußt auf einer Veröffentlichung, wie Gerhard Fischer selbst vermerkt, die „ursprünglich 1985 zum 300. Jahrestag des Edikts von Potsdam in der Reihe ‚Hefte aus Burscheidungen‘ (Nr. 229/230) in 1. und 2., durchgesehener Auflage“ erschien. „Eine Neubearbeitung kam 1987 zum 750-jährigen Bestehen der Hauptstadt im Union Verlag heraus, eine weitere Ausgabe 1988 im gleichen Verlag“ (S. 119). Hervorhebenswert ist, dass der Autor zu jener zahlenmäßig nicht allzu großen Schar von Wissenschaftlern im Raum Berlin-Brandenburg gehört, die sich – auch unabhängig bestimmter Jubiläen – der Bewahrung und Pflege des hugen-

nottischen Erbes verpflichtet weiß. Ein Ausdruck dafür ist, dass sich Gerhard Fischer u. a. der Aufgabe annahm, die in den vergangenen 25 Jahren erschienenen Publikationen unter der Thematik „Hugenotten in Berlin“ zu sichten und auszuwerten. Auf einige davon verweist er. Dem Buch hat Robert Violet, Leiter des Hugenottenmuseums und Archivs der Französisch-reformierten Gemeinde zu Berlin, ein Geleitwort vorangestellt. Er schreibt u. a.: „Die vorliegende Neuauflage wurde im Kapitel über das Hugenottenmuseum um dortige Veränderungen erweitert. Außerdem hat Gerhard Fischer den einführenden Teil mit aktuellen Informationen zum Französischen Dom (Turm) – nach der umfangreichen Sanierung 2004 und 2006 – hilfreich und informativ ergänzt. Ebenso ist die veränderte Nutzung der Kirche seit dem Jahre 2000 berücksichtigt worden“ (S. 5).

So ist das Buch von Gerhard Fischer allen zu empfehlen, die sich mit der Geschichte der Hugenotten und der hugenottischen Erinnerungskultur in Berlin näher vertraut machen möchten.

Werner Gahrig

Wolfgang Vater: Die Flucht nach Heidelberg. Historischer Roman, Verlag Wellhöfer Mannheim 2010, 312 Seiten, ISBN 978-3-939540-57-1, 13,90 €.

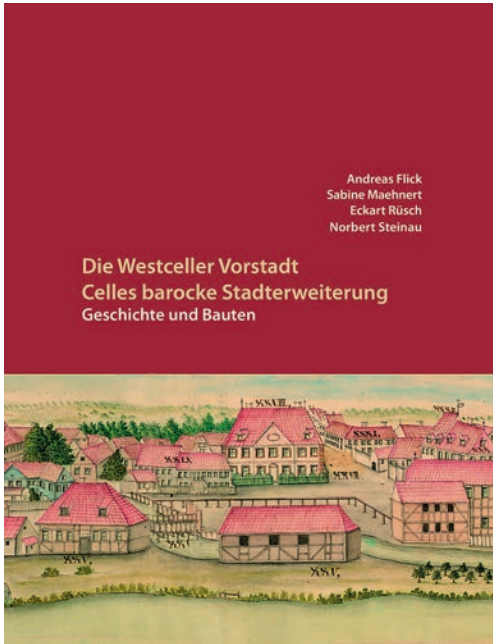


Der Verfasser schildert in seinem Roman das Schicksal einer hugenottischen Familie aus Sedan. Bedrängt durch die Grausamkeiten der Dragonaden, wird die Familie Lamadé auseinandergerissen. Der Vater kommt auf die Galeeren, die Mutter ins Gefängnis, der Sohn zur Umerziehung in ein Kloster. Magd und Tochter, die Hauptpersonen der Erzählung, fliehen in die Pfalz und gelangen ins Heidelberger Schloss. Dort erleben sie die Rekatholisierung der Pfalz nach dem Tod des Kurfürsten Karl II. und den Einfall der Truppen Ludwigs XIV.. Zusammen mit dem als französischen Offizier getarnten und wiedergefundenen Bruder verlässt die hugenottische Restfamilie aus Sedan die Pfalz, um nach Brandenburg weiterzuziehen.

Der Erzähler bemüht sich, auf dem Hintergrund der historischen Fakten ein realistisches Bild der Schicksale einer Hugenottenfamilie zu zeichnen. Dabei werden auch theologische Gesichtspunkte behandelt und im Vergleich zum Luthertum die Besonderheiten des reformierten Glaubens herausgestellt. Die in den Text eingestreuten Psalmen werden allerdings in lutherischer Übersetzung wiedergegeben. Für Freunde historischer Darstellungen der hugenottischen Geschichte ist der Roman durchaus zu empfehlen.

Jochen Desel

Andreas Flick, Sabine Maehnert, Eckart Rüsç, Norbert Steinau: Die Westceller Vorstadt. Celles barocke Stadterweiterung. Geschichte und Bauten (= Celler Beiträge zur Landes- und Kulturgeschichte. Schriftenreihe des Stadtarchivs und des Bomann-Museums, Bd. 40), Stadt Celle 2010, ISBN 978-3-925902-76-5, 187 Seiten m. 185 Abb., 19,80 €.



Celle als barocke Residenzstadt steht seit einiger Zeit im Mittelpunkt des historischen Interesses. Die vier Autoren dieses Buches, Andreas Flick, Sabine Maehnert, Eckart Rüsç und Norbert Steinau, haben das von Herzog Georg Wilhelm (1665–1705) initiierte barocke Siedlungs- und Bauprojekt vor dem ehemaligen Westceller Tor untersucht und stellen seine Geschichte in dieser reich bebilderten Veröffentlichung vor. Der Landesherr wollte in der attraktiven Vorstadt, die heute zum Stadtteil Neuenhäuser gehört, neben Hofbediensteten auch geschickte Handwerker und „Manufacturiers“ ansiedeln, um

seinem Fürstentum wirtschaftliche Impulse zu geben. Die Vorstadt wurde einst sogar als „Franzossiedlung“ bezeichnet.

Rund 50 Gebäude, darunter das kleine Handwerkerhaus, die heute den Stadtteil prägenden repräsentativen Barockpalais wie auch Kirchengebäude werden mit ihrer Geschichte und ihren Bewohnern vorgestellt. Die Internationalität Celles während der Residenzzeit wird greifbar: Neue deutsche Siedler, Franzosen (Hugenotten und Katholiken), Italiener, Niederländer und Briten ließen sich in diesem Gebiet nieder. Das Buch ist darüber hinaus auch eine Fundgrube zur Geschichte der Evangelisch-reformierten Kirchengemeinde. Nicht nur die im Jahr 1700 von Hugenotten erbaute Kirche samt ihren Nebengebäuden, sondern auch der auffallend große Anteil an hugenottischen Hausbesitzern zeugen von dem einst hohen Prozentsatz an reformierten Bewohnern der barocken Vorstadt, in der damals der Großteil der französischen wie auch der deutschen Reformierten lebte.

Jennifer Kaminski

Neue Bücher und Aufsätze zum Thema Hugenotten und Waldenser



Jochen Desel (Hg.): Deutsches Hugenotten-Museum Bad Karlshafen. Museumsführer, Bad Karlshafen 2010.

Dominique Ehrmantraut: Samuel Poitevin de la Gaillardrie, Pfarrer in Mannheim und Frankenthal (Pfalz), in: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte 77 (2010), S. 79-98.

Konrad Elmhäuser: Die Schatzkisten des Königs Heinrich von Navarra. Bremen im Kontext einer europäischen protestantischen Konföderation 1583, in: Bremisches Jahrbuch 89 (2010), S. 52-92.

Sven Externbrink: ‚Internationaler Calvinismus‘ als Familiengeschichte: Die Spanheims (ca. 1550-1710), in: Grenzüberschreitende Familienbeziehungen. Akteure und Medien des Kulturtransfers in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Dorothea Nolde und Claudia Opitz, Köln u. a. 2008, S. 137-155.

Károly Fekete: Gottesdienstordnungen bei Calvin, in: Reformiertes Kirchenblatt (Wien) 86, Nr. 11, 2009, S. 4-5.

Andreas Flick/Sabine Maehner/Eckart Rüsç/Norbert Steinau: Die Westceller Vorstadt. Celles barocke Stadterweiterung. Geschichte und Bauten (= Celler Beiträge zur Landes- und Kulturgeschichte. Schriftenreihe des Stadtarchivs und des Bomann-Museums, Bd. 40), Stadt Celle 2010.

Andreas Flick: Das Haus Bahnhofstraße 9 „ist wegen seiner Einfachheit besonders schön“. Barockgebäude wurde 1958 zu Gunsten der Berufsbildenden Schulen III abgebrochen, in: Cellesche Zeitung (Sachsenspiegel), 24.12.2010, S. 25 [zu Nympe de la Motte-Chevalerie].

Beat A. Föllmi: Calvin und das Psalmsingen. Die Vorgeschichte des Genfer Psalters, in: Zwingliana, Bd. 25, 2009, S. 59-84.

Werner Janssen: Bibel, Peitsche und Galeere. Historischer Roman, o.O. 2010.

Ursula Koch: Die gelebte Botschaft. Frauen der Reformation, Hamburg 2010 [zu Idelette de Bure].

Susanne Lachenicht: Hugenotten in Europa und Nordamerika. Migration und Integration in der Frühen Neuzeit, Frankfurt/M. 2010.

Volker Reinhardt: Die unmögliche Mission. Calvin und Genf 1541-1564, in: Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie 56, H. 1, 2009, S. 135-144.

Harald Schätz: Die Aufnahmeprivilegien für Waldenser und Hugenotten im Herzogtum Württemberg. Eine rechtsgeschichtliche Studie zum deutschen Refuge (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 177. Band), Stuttgart 2010.

Hans Schneyer: Pierre, das Maskottchen Gottes. Ballade hugenottischen Glaubens = Pierre, la mascotte de Dieu, Weißenfels 2008.

Ekkehard W. Stegemann: Calvin als Ausleger der Heiligen Schrift, in: Theologische Zeitschrift 65, 2009, Sonderheft, S. 73-89.

Christoph Strohm: 25 Jahre Calvin-Forschung (1985-2009): Teil 1: Ausgaben, Übersetzungen, Hilfsmittel, Biographie, Theologie (allgemein), in: Theologische Rundschau 74, 2009, S. 442-469.

George Stroup: Calvin, Nashville, Tenn. 2009. Wolfgang Thönissen: Calvinus oecumenicus? Eine katholische Perspektive, in: Catholica 63, 2009, Heft 3, S. 175-191.

Wolfgang Vater: Die Flucht nach Heidelberg. Historischer Roman, Mannheim 2010.



Hugenottenkreuze

Bestellungen bitte direkt an:

Deutsche Hugenotten-Gesellschaft

Hafenplatz 9a in 34385 Bad Karlshafen

Tel. 05672-1433 (vormittags)

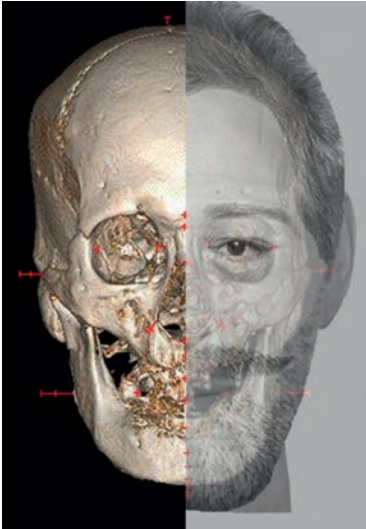
oder über unseren Webshop www.hugenotten.de

Bitte fordern Sie einen Prospekt an.

Kurzmeldungen

• **Helmut Kimmel 80:** Das langjährige Mitglied unserer Gesellschaft konnte im Kreis seiner Familie seinen 80. Geburtstag feiern. Helmut Kimmel trat 1973 dem damaligen Deutschen Hugenotten-Verein bei. Als Vorstandsmitglied und stellvertretender Vorsitzender war er von 1979 bis 1985 tätig. 1973 richtete er den deutschen Hugenottentag in Landau aus und gestaltete die Tagungsschrift „Hugenotten in der Pfalz“. Im Gedenkjahr 1985 war er Präsident des Deutschen Hugenotten-Vereins. Helmut Kimmel hat sich große Verdienste in der Betreuung der pfälzischen Mitglieder unserer Gesellschaft und mit seiner verantwortungsvollen Mitarbeit im Vorstand

erworben. Als Kaiserslauterer Pfarrer war er auch Vorsitzender des Pfälzischen Pfarrervereins und des Vereins für Pfälzische Kirchengeschichte. Der Vorstand der DHG wünscht unserem Ehrenmitglied für die Zukunft den Segen unseres lebendigen Gottes.



• **Schädel Heinrichs IV. von Frankreich entdeckt:** 400 Jahre nach seiner Ermordung haben britische Forscher den Schädel des französischen Königs identifiziert. „*Sein Kopf befindet sich noch irgendwo*“, betonte der Historiker und Heinrich-IV.-Experte Jean-Pierre Babelon erst vor wenigen Monaten auf einem Kolloquium des renommierten Institut de France. Dank der Hilfe britischer Wissenschaftler ist nun das Geheimnis um den vermissten Schädel gelüftet. Schon lange fehlte von dem Kopf des am 14. Mai 1610 ermordeten Königs (1553-1610) jede Spur. Das *British Medical Journal* berichtet nun in seiner online-Ausgabe, ein Team aus Anthropologen, Pathologen, Genetikern und Gerichtsmedizinern habe den Totenschädel eindeutig in einem Massengrab

in der Basilika von Saint-Denis in Paris identifiziert (siehe Abbildung), wo zahlreiche Gräber während der französischen Revolution zerstört worden waren (<http://www.bmj.com>).

• **Das Erbe des Reformators Johannes Calvin in den Freikirchen:** Die Herbsttagung des Vereins für Freikirchenforschung (VFF) im elsässischen Schloss Liebfrauenberg befasste sich am 22. und 23. Oktober mit dem Thema „Rezeption der oberdeutsch-schweizerischen Reformation in den Freikirchen“. Calvins Gedanken und Ideen fanden auch in den Freikirchen Verbreitung. Weitere Informationen zu dieser Tagung sind im Internet unter www.freikirchenforschung.de zu finden.

• **Mitgliederversammlung 2010 und Hugenottentag 2013:** Infolge des außerplanmäßigen Kasseler Hugenottentages in 2010 hat der Vorstand der DHG beschlossen, im Jahr 2011 die Mitgliederversammlung nach Erlangen einzuberufen (**Samstag, 24. September**), da in der fränkischen Stadt ein Hugenottenjubiläum ansteht. Genauere Informationen liefert die kommende Ausgabe von HUGENOTTEN. Um in den alten Hugenottentags-Rhythmus zurückzukommen findet der kommende reguläre Hugenottentag im Jahr 2013 (vermutlich 7.-9. Juni) in Mannheim statt.

• **Bad Karlshafen:** Die Herbstsitzung des Arbeitskreises Genealogie (AKG) der DHG fand vom 30./31. Oktober 2010 statt. Inzwischen umfasst die Hauptdatenbank

(DATBKDHG) über 240.000 Personendaten. Bis zur nächsten Frühjahrssitzung in Bad Karlshafen 19./20. März 2011 wollen wir die ¼-Million-Grenze erreichen. Unser Mitglied Dr. Mittmann (Bad Homburg) hielt einen sehr interessanten Vortrag über die von ihm in mühevoller Arbeit zusammengetragenen Personen- und Familiendaten des Refuge im Hochtaunuskreis (Homburg, eingemeindetes Dornholzhausen und Friedrichsdorf etc.). Diese Daten werden bald in der DATBKDHG in neuen Einzeldateien wiederzufinden sein. Am 19. März 2011 ab 10 Uhr wollen wir den Auftritt der DATBKDHG in der Homepage www.hugenotten.de abschließend besprechen. Wir laden daher dazu ein. Gäste und insbesondere neue Mitglieder des Arbeitskreises Genealogie sind jederzeit sehr herzlich willkommen. (P.-G. Rentzel)

• **Eléonore-Tag 2011:** Seit April 2010 gehört Celle mit seiner letzten Herzogin Eleonore d'Olbreuse zu den frauenORTEN Niedersachsens. Dieser für Celle bedeutenden Persönlichkeit soll jährlich am 12. April mit einem Eleonore-Tag gedacht werden. 2011 wird er um 18.00 Uhr in der von Hugenotten errichteten Evangelisch-reformierten Kirche veranstaltet. Die Herzogin Eléonore d'Olbreuse gilt als Gründerin der vor genau 325 Jahren entstandenen Französisch-reformierten Kirchengemeinde. Drei Sinne sollen angesprochen werden. Für die Musik sorgt ein Chorquartett, das Lieder aus dem Hugenotten-Psalter vorträgt, die Schauspielgruppe der Volkshochschule Celle bereichert das Programm durch szenische Darstellungen und die Konditorei & Chocolaterie Baxmann präsentiert eine neue Schokoladenspezialität, denn die Herzogin liebte Schokolade.

• **Hugenottenkreuze:** Bitte bestellen Sie Hugenotten-Kreuze künftig nur noch über unsere Webshop www.hugenotten.de oder direkt über die Geschäftsstelle der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft in Bad Karlshafen E-mail dhgev@t-online.de/ Tel 05672-1433/Fax 05672-925072.

Merci – Der Graf und die Hugenotten **ein Musical von Siegfried Fietz und Hanno Herzler**

Die Burg Greifenstein im Lahn-Dill-Kreis (Mittelhessen) wird im Juni 2011 Kulisse eines besonderen Ereignisses sein. „*Merci! Der Graf und die Hugenotten*“ lautet der Titel eines Musicals, das eine wahre Begebenheit, einen Teil hugenottischer Heimatgeschichte, thematisiert.

Die Geschichte: Zu der Gruppe der ersten Einwanderer im mittelhessischen Daubhausen gehörte Jean Malzy aus Sedan. Als Einziger dieser ersten Gruppe hugenottischer Glaubensflüchtlinge blieb er in Daubhausen, alle anderen wanderten weiter. Er hatte einen guten Grund zu bleiben, denn er verliebte sich in Marie Leimtz, die Tochter der ortsansässigen Branntweinbrennerin, „*brandvinière*“ genannt. Diese erste „Mischehe“ stieß auf erhebliche Ablehnung, denn für die ankommenden Flüchtlinge wurde



der seit 1255 (erste urkundliche Erwähnung) bestehende Ort Daubhausen fast komplett geräumt. Nur drei Familien durften bleiben, unter anderem die Familie der Branntweinbrennerin, die in Daubhausen viele Äcker besaß. 17 alteingesessene deutsche Familien siedelte der Landesherr, Graf Wilhelm Moritz zu Solms-Greifenstein, in andere Dörfer im gräflichen Herrschaftsgebiet um.

Für manche war dieser Umzug nicht nur von Nachteil: Der Dreißigjährige Krieg hatte überall in die Dörfer große Lücken gerissen; auch Höfe standen leer, die Felder lagen brach und drohten zu Wüstungen zu werden. Wer Äcker im Dilltal zugewiesen bekam, fand dort guten Boden vor – besseren als in Daubhausen, wo es fast nur noch Wüstungen gab.

Das Verhältnis der „Ausgesiedelten“ zu den neuen und fremden Nachbarn blieb jedoch lange, lange Zeit äußerst angespannt. Bis zum heutigen Tag werden die Nachkommen der Hugenotten im Volksmund „die Franzose“ genannt. Jean Malizy, seine neue Familie und natürlich alle von der Flucht aus Frankreich geschwächten und heimatlosen Hugenotten hatten es also nicht leicht und waren vor große Herausforderungen gestellt.

Diese Herausforderungen thematisiert das Musical von Siegfried Fietz und Hanno Herzler. In der Hauptrolle des Jean Malizy ist der Halbfinalgewinner 2010 DSDS, Deutschland sucht den Superstar, Manuel Hoffmann, zu sehen und zu hören. Die Aufführungen auf der Freilichtbühne der Burg Greifenstein finden vom 17. bis 25. Juni 2011 jeweils um 21.00 Uhr statt. Einlass ist um 19.30 Uhr. Das Vorprogramm beginnt um 20.00 Uhr. Karten sind erhältlich bei:

Greifenstein Verein, verein@burg-greifenstein.net, 06449/6460 • Rathaus Beilstein, kruppa-ordnungsamt@greifenstein.de, 02779/91240 • Abakus-Verlag, bf@abakus-musik.de, 06478/27740 oder 2250

Erwachsene, Vorverkauf 16 €, Abendkasse 18 €/Jugendliche bis 16 Jahre, Vorverkauf 10 €, Abendkasse 12 €/Familienkarte, Vorverkauf 45 €, Abendkasse und 1 Freikarte/Schüler/Innen 7 €

Weitere Informationen unter www.merci-musical.de, www.burg-greifenstein.net

Hugenottenmuseum und -kirche Daubhausen über S. Burggraf, sybilleburggraf@web.de

„Hugenotten – Frankreich, Exil und Integration“
Bericht der fünften Internationalen Hugenottenkonferenz
in Londonderry (Nordirland)

von Christina L. Griffiths



Die University of Ulster war der Tagungsort der Konferenz



Andreas Flick bei seinem Vortrag über die hugenottische Herzogin Eléonore d'Olbreuse.

„Hugenotten – Frankreich, Exil und Integration“ – so lautete das Motto der fünften Internationalen Hugenottenkonferenz, die (vier Jahre nach der vierten Veranstaltung dieser Tagungsreihe im norddeutschen Emden) vom 2. bis zum 5. September 2010 von der University of Ulster (Derry/Londonderry [Nordirland]) ausgerichtet wurde. Teilnehmer aus allen fünf Kontinenten waren in die nordirische Stadt am River Foyle gekommen, um Aspekte ihrer Forschungen vorzustellen und damit Schlaglichter auf die Geschichte der Hugenotten und ihrer Nachfahren zu werfen.

Die Konferenzteilnehmer, zu denen seitens der Deutschen Hugenottengesellschaft Albert de Lange, Christina Griffiths, Andreas Flick, Jennifer und Nadine Kaminski gehörten, erwartete ein überaus weit gefächertes Programm mit Vorträgen zur hugenottischen Vergangenheit und zum hugenottischen Erbe von der Reformation bis zur Gegenwart, eingebettet in einen gesamteuropäischen Kontext, aber auch mit Blick über die Grenzen des Alten Kontinents hinaus bis beispielsweise in das zeitgenössische Südafrika. Die Beiträge, die zum größten Teil in Parallelveranstaltungen präsentiert wurden (welche den Besucher angesichts der großen Themenvielfalt stets vor die Qual der Wahl stellten), waren in der Tat zu zahlreich, um sie an

dieser Stelle im Einzelnen würdigen zu können; erwähnt seien daher nur die beiden zentralen Referate von den namhaften Historikern der Hugenottengeschichte Jean-Paul Pitton (Tours) und Philip Benedict (Genf).

Flankiert von einem überaus interessanten Beiprogramm zu hugenottischen Themen – einem festlichen Konzert, einer beeindruckenden Kunstausstellung, einer interessanten Präsentation alter Bücher sowie einer lebhaften Demonstration der Technik frühneuzeitlicher Spieß- und Feuerwaffen – gab die Konferenz außerdem ihren Besuchern im Rahmen von Kaffeepausen und gemeinsamen Mahlzeiten ausgiebig Gelegenheit zu einem informellen Austausch über den hugenottischen Rahmen hinaus.

Zum Abschluss der Tagung stand eine Exkursion nach Dublin auf dem Programm. Nach einem Zwischenstopp auf dem Gelände der berühmten und für die Geschichte der irischen Insel entscheidenden Schlacht am Boyne (1690), in der auf protestantischer Seite auch hugenottische Regimenter kämpften, ging es weiter in die Hauptstadt der Republik Irland, wo in der (anglikanischen) Kathedrale St. Patrick ein Gedenkgottesdienst für die hugenottischen Einwanderer gefeiert wurde.



Nach diesen in jeder Hinsicht bereichernden Tagen im nordirischen Londonderry darf man gespannt sein, welcher hugenottengeschichtsträchtige Ort die in vier Jahren, 2014, geplante sechste Internationale Hugenottenkonferenz gestalten wird.

Links: Jennifer Kaminski bei ihrem Vortrag über die Hugenottennachfahrin Prinzessin Sophie Dorothea von Braunschweig-Lüneburg.

Unten: Demonstration der Technik frühneuzeitlicher Spieß- und Feuerwaffen.



Deutsche Hugenotten-Gesellschaft e.V., Hafenplatz 9a, 34385 Bad
Karlishafen PVST, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, H 21546

15. Mai 2011

Internationaler Museumstag
im Deutschen
Hugenotten-Zentrum
Bad Karlishafen



Erstmals beteiligt sich das Deutsche Hugenotten-Museum in Kooperation mit der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft am 15. Mai 2011 am Internationalen Museumstag. Beginn um 10.00 Uhr mit einem Gottesdienst im Rosengarten des Rathauses (Predigt: Pastorin Dr. Dominique Ehrmantraut, Landau). 11.30 Uhr Eröffnung der Ausstellung „Franzosen up'en Dorpe“ (Hugenotten- und Waldenserdörfer in Nordhessen). Selbstverständlich gibt es auch etwas zu essen und zu trinken. Die Deutsche Hugenottengesellschaft wird mit einem Verkaufsstand, einem Genealogiestand sowie einem Fotostudio „wie zu Großvaters Zeiten“ präsent sein. Ende ca. 18.00 Uhr. Infos: www.hugenottenmuseum.de